

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 926.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 926.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,60. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 154.

Freitag, den 6. Juli 1900.

7. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

## Der alte Fuchs.

L. V. Als Herr Johannes von Miquel vor einigen Monaten wegen des Kanals ins Gedränge kam, ließ er in einem der ihm dienenden Blätter erklären: „Herr von Miquel faßt seine Aufgabe dahin auf, daß er sich über das, was die erwerbenden Stände wollen und was sie nicht wollen, ununterbrochen zu unterrichten sucht. Wenn er wahrnimmt, daß Pläne der Regierung auf Widerstand stoßen, so geht er den Gründen nach. Der Erfolg spricht dafür, daß das Mittel probat sei.“ Miquels Stellung schien damals unhaltbar. Die agrarische „Tageszeitung“ offenbarte, daß sie ihm „nie getraut“ habe, die „Kreuzzeitung“ zog ebenfalls blank, Dr. Lieber kündigte eine schauderhafte Musterung an — aber sie fiel kläglich aus, und auf der „Kreuzzeitung“ vermittelte Herr von Voebell mit Erfolg; das Vertrauen der Agrarier wurde endlich durch die Hofener Rede völlig wieder hergestellt. Noch am 9. März hatte die „Tageszeitung“ erklärt, Herr von Miquel habe bei dem Festmahl des Landwirtschaftsraths so klug geredet, daß seine Ausführungen „nach keiner Richtung hin erwähnenswert“ seien. Damals hot der Kaiser dem Minister einen mehrmonatigen Urlaub an. Aber Herr von Miquel weiß, daß bei Hofe nur der Anwesende recht hat — er lehnte dankend ab und benutzte die parlamentarische Saison ganz vortrefflich. Zunächst suchte er allerdings die Flottenvorlage zu Fall zu bringen — er hatte sich wohl erkundigt, wie „gräßlich“ man die Röhne bei den Kanizern eigentlich fand, — siehe oben —; aber als er merkte, daß in dieser Frage die Agrarier vor ihrer eigenen Courage Angst kriegen würden, zog er seine Hand schnell aus dem Spiel. Zum Schluß der Campagne erkreuzte er alle agrarischen Herzen mit der Ankündigung „ganz anderer Proben agrarischer Gesetzgebung“, zog nach Posen und verkündigte den „besseren Schutz der Produkte der Landwirtschaft“, worauf die agrarische „Tagesztg.“ ihn über das Schellendaus pries. Man sieht, der Fuchs, den man schon in der Falle wähnte, lebte noch und war ganz obenauf.

Dennoch — ein langer Urlaub ist eine fatale Geschichte heutzutage. Da kommen sie alle zu Hofe, die Thierlein, die sich über Meister Reineke zu beklagen haben, und wer weiß, ob König Nobel nicht endlich den Missethäter hängen läßt. Aber Herr von Miquel hatte einen Trumpf in der Hand. Er ist zehn Jahre im Amte — eine passende Gelegenheit, sich seinen Erfolg und sein Verdienst zu beschleunigen. Wahrscheinlich wäre die Presse an dem „Jubiläum“ ungedenkt vorübergegangen; darum ließ Herr von Miquel die Aufmerksamkeit auf den bewundernswürdigen Umstand richten, daß heutzutage ein Minister sich zehn Jahre über Wasser halten kann. Bezeichnend ist es, daß mehrere Tage vor dem „Jubiläum“ — die (antisemitische) „Staatsbürgerzeitung“ ausserordentlich, den Wallon aufsteigen zu lassen. Siehe da, es geriech. Aus allen Gassen kam das Echo, eins nach dem anderen. Die „Kölnische Volkszeitung“, die vor einigen Monaten an Dr. Liebers Seite sich vermaß, dem alten Reineke den Kopf abzureißen, findet nun schmunzelnd, daß Windthorst immer gesagt habe, der Landmann sei doch ein kluger Kerl — man müsse ihn aber mit Vorsicht genießen. In der That, das Zeugniß ist klassisch, denn die beiden Excellenzen waren nicht nur aus einer Ecke, sondern auch von derselben Couleur. Herr Windthorst aus Meppen und Herr Miquel aus Bentheim waren gleiche Brüder, wenn sie auch nicht gleiche Kappen trugen.

Also Herr von Miquel erhielt die herausgeforderten Glückwünsche reichlich und von allen Seiten. Nur die „Köln. Ztg.“ knurrte — was ich mir dafür loofe, denkt Herr Johannes von Miquel; die „Köln. Volkszeitung“ ist Trumpf; aber das „Weltblatt“ sei immer ein Scheltblatt, denn es ist nicht mehr ein Scheltblatt, würde Abraham a Santa Clara reimen. Auch die Roseworte des „Berliner Tageblattes“ wird Herr von Miquel lächelnd einfließen und sich deshalb nicht weigern, einmal wieder bei Herrn Mosse zu dinieren. Denn Herr Mosse und sein Geschäft sind, ganz wie die „Kölnische Ztg.“, heute nichts weiter als Unternehmungen, die eine gute Rente abwerfen.

Nach allem kann Herr von Miquel beruhigt auf Ur-

laub gehen. Er hat alles wohl gemacht. Als ich vor ein paar Wochen die Friedrichstraße passirte, fiel mir ein Mann auf, den man jetzt nur noch selten in Berlin sieht: eskortirt von einigen Freunden, Herr von Bennigsen; gebeugt vom Alter. Einige Tage nachher las ich den Beschluß der nationalliberalen Partei, der mit Herrn von Miquels Agrarzollrede in Posen übereinstimmt. Kein Mensch hat verrathen, was der alte Bennigsen, der zu jener Berathung in Berlin war, zu der beschlossenen Weisheit gesagt hat. Immerhin — als ich den vom Alter Gebeugten sah und an den Fuchs der Finanzen dachte, ging mir eine bunte Sammlung von Erinnerung und Urtheil durch den Sinn. Die Vergangenheit der beiden Männer und der ganze Reineke-Fuchs und Maudevilles-Fabel von den Bienen dazu. „Klagt nicht weiter, ihr Sterblichen! Größe einer Nation ist unvereinbar mit Redlichkeit. Wenn die Arglist und der Eigennuß herrschen, und die Niedertracht ihnen von unten entgegenkommt, dann blühen die Künste und der Wohlstand. Betrug, Schmelgerei, Eitelkeit sind die Hebel der Kultur. Das Laster ist so nöthig, wie der Hunger, der uns zum Essen bewegt!“ Das ist Maudevilles Moral und Weisheit.

In Hannover erzählen die Welsen, die feinen Hof haben, um neue Anekdoten und Klatsch zu haben, einander ältere Sachen. Sie behaupten, daß Herr Johannes von Miquel, nachdem ihn der böse Graf Borries zum Bürgermeister bestätigt hatte, zum Minister gekommen sei, um zu danken und ihm zu sagen: Excellenz, ich habe die Kinderschuhe ausgetreten. Worauf Borries ihn abgefertigt habe mit den Worten, daß er, der Minister, Leute vom Schlage Miquels nicht gebrauchen könne; er habe ihm nur zeigen wollen, wie wenig sich ein hannoverscher Junker aus der Advokatenopposition mache.

Ob Herr von Miquel wohl auch Memoiren schreiben wird? Sicher, wenn er Zeit findet! Dann aber werden sie auch so ausfallen, daß man mit dem Druck eine Weile warten muß.

Niemand sollte verkennen, daß Miquel sich den Umständen eines Ministers in Preußen in einer so geriebenen Weise angepaßt hat, daß er den Reid Talleyrands (Minister unter Napoleon I. und Ludwig XVIII. Red.) erregen dürfte.

Miquels Taktik in allen Fragen ist auf das Temperament des Kaisers zugeschnitten. Es liegt in der Natur des Enthusiasmus und der Vielseitigkeit, daß sie müde werden. Man kann sie nicht als Dauerwaare behandeln. Geschichtliche Vergleiche und eigene Menschenenerfahrung haben den Minister von Miquel belehrt, daß gegenüber den Plänen enthusiastischer Naturen Zeit gewonnen so viel heißt wie alles gewonnen. Darum setzte Miquel seine Unterschrift unter das Volksschulgesetz, das er nachher zu Falle gebracht hat. Hätte er sich beiläufig, seinen Widerstand geltend zu machen, so wäre nicht das Gesetz, sondern er, der Minister, gefallen.

Der Kanal ist ein Plan des Kaisers, den ein bremischer Techniker, der bekannte Franzius, für das Projekt gewonnen hat. Der eigentliche Hauptzweck des Kanals ist der, Bremen einen Wasserweg zu verschaffen, der es in den Stand setzt, mit Hamburg und seiner großen natürlichen Wasserstraße, der Elbe, zu konkurriren. Selbstverständlich hat der Kanal neben dieser bremischen Bedeutung auch eine allgemeine.

Aus welchen Gründen aber Miquel gegen den Kanal ist, kann außer Betracht bleiben. Sicher ist, daß er seinem Widerstande eine Form giebt, die auf's trefflichste geeignet scheint, ihm den Erfolg zu sichern. Seine kombirte Real- und Intriguenpolitik wird es zuwege bringen, daß der Kanal in den Sand verläuft.

Der Kardinal von Neß sagt: Eine der größten Verlegenheiten, in die man bei Fürsten geräth, besteht darin, daß man oft in ihrem Interesse genöthigt ist, ihnen die Gründe zu verschweigen für einen Rath, den man ihnen ertheilen muß.

Nach ähnlichen Rezepten verfahren, bringt es Johannes v. Miquel fertig, der einzige Minister zu sein, der nicht einfach die Rezepte des Kaisers als ein Handlanger von einem Apotheker anfertigt, sondern Politik nach eigenen Rezepten macht, ohne dabei seinen Posten zu verlieren.

Es bedarf keiner Worte darüber, daß diese Politik Miquels eine schädliche ist. Aber läßt man das einen Augenblick außer Acht, so wird man nicht umhin können, den Taktiker Miquel zu bewundern, wie man in der

Thierfabel ein ästhetisches Behagen spürt, wenn der schlaue Reineke den König Nobel und seinen ganzen Hofstaat überlistet.

## Politische Mundschau.

Deutschland.

Der Kaiser und die Weltpolitik. Nach dem Stappellauf der „Wittelsbacher“ am Dienstag fand im Offiziers Kasino zu Wilhelmshaven ein Festmahl statt, bei welchem der Prinz Rupprecht von Bayern seinem Dank und seiner Freude für seine Stellung à la suite des Seebataillons Ausdruck gab und ein Hoch auf den Chef der deutschen Marine, den Kaiser ausbrachte. Unmittelbar nachdem die Hurrahs verklungen waren, erhob sich der Kaiser, um folgenden Trinkspruch auszubringen:

„Eurer königlichen Hoheit danke ich für die freundlichen Worte, welche Sie an mich zu richten die Güte hatten. Eure königliche Hoheit haben heute bei der Taufe des neuen Schiffs der Unterstützung erwähnt, welche die Wittelsbacher den deutschen Kaiser haben zu Theil werden lassen. Ich möchte dabei noch an eine Episode aus der Vorgeschichte unserer Häuser erinnern. Auf den Gefilden vor Rom war es einem Vorfahren Eurer königlichen Hoheit im Verein mit einem der meinigen beschieden, der seltenen Auszeichnung theilhaftig zu werden, hoch zu Ross, in Stahl gepanzert, angeführt der feindlichen Reitergeschwader durch Kaiser Heinrich VII. den Ritterschlag zu erhalten. Der Vorgang ist im Bilde auf meiner Nacht „Hohenzollern“ verewigt. Die Nachkommen jener tapferer Fürsten haben sich gegenseitig bei Mühlberg geholfen, wo der Hohenzoller dem Kaiser Ludwig von Bayern die Schlacht gewann. Wie damals Wittelsbacher und Hohenzollern Seite an Seite für das Wohl des Reiches kämpften, so wird es auch jetzt und in Zukunft geschehen! Eure königliche Hoheit haben in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, wichtigen Entschlüssen beizuwohnen und der Zeuge historischer Augenblicke zu sein, die einen Markstein in der Geschichte unseres Volkes bedeuten. Eure königliche Hoheit haben sich dabei überzeugen können, wie mächtig der Wellenschlag des Ozeans an anderes Volkes Thore klopft und es zwingt, als ein großes Volk seinen Platz in der Welt zu behaupten, mit einem Wort zur Weltpolitik. Der Ozean ist unentbehrlich für Deutschlands Größe. Aber der Ozean beweist auch, daß auf ihm und in der Ferne jenseits von ihm ohne Deutschland und ohne den deutschen Kaiser keine große Entscheidung mehr fallen darf. Ich bin nicht der Meinung, daß unser deutsches Volk vor 30 Jahren unter der Führung seiner Fürsten gestiftet und gebildet hat, um sich bei großen auswärtigen Entscheidungen bei Seite zu lassen. Geschehe das, so wäre es ein für allemal mit der Weltmachtstellung des Deutschen Volkes vorbei, und ich bin nicht gewillt, es dazu kommen zu lassen. Hierfür die geeigneten und, wenn es sein muß, auch die schärfsten Mittel rücksichtslos anzuwenden, ist meine Pflicht nur, mein schönstes Vorrecht. Ich bin überzeugt, daß ich hierbei Deutschlands Fürsten und das gesamte Volk festgeschlossen hinter mir habe. Daß Eure königliche Hoheit die Ehrenstellung à la suite des Seebataillons anzunehmen gerühten, ist von hoher Bedeutung gerade in dem Augenblick, wo Bayern und Württemberg, Sachsen und Preußen nach dem fernen Oken gehen, um die Ehre der deutschen Flagge wieder her zu stellen. Wie das Haus der Wittelsbacher im Jahre 1870 zu den Waffen griff, um für Deutschlands Ehre, seine Einigung und die Kaiserwürde zu stehen, so möge allezeit das Reich dieses edlen Geschlechtes Unterstützung sicher sein. Als Vertreter dieses erlauchten Hauses begrüße ich Eure königliche Hoheit in unserer Mitte mit dem Wunsch, daß die enge Beziehung, in die Eure königliche Hoheit durch die à la suite-Stellung zu meiner Marine getreten sind, allezeit Eurer königlichen Hoheit Interesse für dieselbe lebendig erhalten möge. Ich trinke auf das Wohl Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern! Hurrah, Hurrah, Hurrah!“

Damit ist, wie die „Volksztg.“ richtig bemerkt, die Weltpolitik in dem Satz kristallisiert, daß nirgend mehr auf dem Erdball etwas passiren darf, ohne daß Deutschland sich einmischet. Eine Parole, die dem Steuerzahler ein fröhlich Ahnen dessen beibringen dürfte, was seiner in Zukunft wartet.

Die Kaiserrede in Wilhelmshaven wird in den Blättern überall mit kühler Ruhe besprochen. Selbst konservative Blätter suchen den leidenschaftlichen Ton des Monarchen zu dämpfen. Die Stumm'sche „Post“, die sich sonst noch am chauvinistischsten gebärdet, thut den bemerkenswerthen Ausspruch, daß das Bismarck'sche Wort für die Politik im fernen Auslande noch immer Geltung habe, daß die ganze Herzogovina nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers werth sei. Anscheinend offiziöse Beschwichtigungen erfährt in den Blättern das Wort von der „Brandfackel des Krieges“. Verschiedentlich wird auch in der konservativen Presse darauf hingewiesen, daß in diesen Worten noch keineswegs eine offizielle Kriegserklärung enthalten sei. Diese ist ja auch noch nicht erfolgt, denn die chinesischen Gesandten haben noch nicht

Ihre Pässe erhalten. Sehr kühl und besonnen urtheilt die agrarische „Deutsche Tageszeitung“ über die kaiserliche Ansprache. Die Kaiserrede sei kein diplomatisches Aktenstück, sie sei für die Pläne der Regierung nicht maßgebend. Eine Kriegserklärung könne so lange nicht erfolgen, als man nicht über die chinesischen Wirren völlig im Klaren sei. Das Blatt warnt sogar vor einem Krieg mit China, die Folgen davon wären unberechenbar, denn an einen Sieg über die 300 Millionen Chinesen sei nicht zu denken. Die deutsche Nation könne sich deshalb nur auf die Küste und die dieser benachbarten Orte beschränken. Diese Auslassungen stehen vorthellhaft ab von den kriegerischen Phrasen, mit denen der Kaiser so fromme und christliche „Reichsboten“ bei dieser Gelegenheit seine Leser regaliert. In den ausländischen Blättern, namentlich den englischen, finden sich, sicherlich nicht ganz unbegründete, Aeußerungen der Besorgniß darüber, daß Deutschland nach der Ermordung seines Gesandten in einer die Interessen und die Empfindlichkeit der anderen Mächte nicht genügend schonenden Weise vorgehen könnte. Von sonstigen Preßstimmen wollen wir noch zwei etwas ausführlicher wiedergeben. Die freisinnige „Berliner Zeitung“ bemerkt:

Wie ein rother Faden zieht sich durch die rednerischen Offenbarungen des Kaisers die alte Vorstellung von seiner besonderen Gottesgnadenstellung, mit der wir seit der Thronbesteigung und der Festpredigt nach dem Tode: „Von Gottes Gnaden bin ich, was ich bin“, zu rechnen gewohnt sind. Unbeirrt durch die Erörterungen, die sich aus den bekannten Reden des Prinzen Ludwig von Bayern ergeben haben, spricht der Kaiser wiederum von „seiner“ Marine, bezeichnet er den ermordeten Gesandten als „seinen“ Vertreter. Dazu muß immer und immer wieder ein entscheidendes Nein gesagt werden. Der Kaiser hat keine Marine, sondern die Marine ist des Reiches. Von unseren Steuern wird sie erhalten, aus unseren Brütern und Edhnen setzt sich ihre Besatzung zusammen. Sie ist nicht eine Einrichtung oder ein Gegenstand der kaiserlichen Haushaltung, sondern ein Bestandtheil der Reichswehr, und wir verwahren uns abermals und immer wieder gegen eine Bezeichnung dieser Marine, welche in der absolutistischen Zeit am Plage gewesen wäre, in dem auf den Verträgen der Staaten, dem Bundesrath und dem Reichstage beruhenden konstitutionell eingerichteten Deutschen Reich aber nicht am Plage ist. Und der Gesandte wäre nur dann der Vertreter des Kaisers, wenn wir keine Reichsverfassung hätten; da wir sie haben, ist er der Vertreter des Reiches.

Ein weiterer Grundzug des Gedankenlebens des Kaisers, wie er sich in seinen öffentlichen Kundgebungen darstellt, ist seine Vorliebe für Aeußerungen eines Kraftgefühls, das titanisch wirken würde, wenn nicht die praktische Erfahrung hinterher mitunter ein ungleichmäßiges Verhältnis zwischen Wort und Werk ergeben hätte. Das kennzeichnendste Beispiel in dieser Richtung war ja wohl die Ankündigung des Kaisers, daß er jeden zerstückeln werde, der sich ihm entgegenstellen möchte. Daß jetzt der Kaiser besonders mächtige Worte wählt, ist erklärlich. Der Kaiser will „exemplarische Bestrafung und Rache.“ Die Bestrafung muß selbstverständlich erfolgen. Aber es ist dabei doch nicht ganz zu übersehen, daß wir schließlich bei den wildwüthigen Boyern nur ernten, was wir beiden friedlichen Chinesen gesät haben. Wir hatten von vornherein keine Veranlassung, mit der gepanzerten Faust dreinzufahren; und wenn die Chinesen noch nicht so wildwüthig und entsetzt und stumpfsinnig sind, um es ruhig hinzunehmen, wenn man sich über ihr Reich hermacht, als wäre es vogelfrei, so kann man das wohl verstehen. Besonders muß man es dann verstehen, wenn man selbst ein so empfindliches Nationalgefühl besitzt, wie unsere deutschen Nationalüberwundenen.

Die letzten, an unsere alldeutschen Weitmachtspolitiker gerichteten Worte sind bitter, aber — wahr. Der „Vorwärts“, unser Centralorgan, schließlich bemerkt:

Die kaiserliche Ansprache wird auch im „Reichs-Anzeiger“ veröffentlicht, ihr Wortlaut kann also als authentisch gelten. Da sie aber der Gegenzeichnung entbehrt, stellt sie gleichwohl keine Regierungshandlung dar. Der Kaiser erkennt mit dieser Rede den Kriegszustand an, und wir nehmen an, daß er, wie es die Verfassung gebietet, das Einverständnis des Bundesraths eingeholt hat. Aber auch ohne die Rede behände thätiglich der Krieg. Es ist eine sehr lächerliche Fiktion unserer Diplomaten, wenn sie das nicht zugeben wollen. Nach der heutigen völkerverrechtlichen Auffassung bedarf es keiner formellen Kriegserklärung, sondern der Krieg ist in dem Augenblick als begonnen anzusehen, in dem eine militärische Gewaltthat zwischen zwei Staaten ausgeführt worden ist. Der Krieg besteht also zwischen den Mächten bereits seit dem Angriff auf Tschu. Es ist auch ganz gleichgültig, ob es sich um einen Angriff von Kesseln oder um Unternehmungen der chinesischen Regierung handelt. Die Mächte hatten kein Recht, sich in die inneren Angelegenheiten Chinas einzumischen, wie denn die chinesische Regierung Hochverrath gegen das eigene Land begangen haben würde, falls sie etwa die Hilfeleistung der fremden Mächte gegen die Revolutionäre veranlaßt hätte. In jedem Fall besteht völkerverrechtlich in China der Kriegszustand seit der ersten Aktion der fremden Truppen, und der deutsche Kaiser kann sich nicht mehr den aus seiner Verfassung sich ergebenden Verpflichtungen entziehen, die der Anbruch eines Krieges zur Folge hat. Wilhelm II. hat den Krieg als einen Feldzug der Rache und zugleich als eine Art Ausrüstung im Namen des Christenthums an. Es ist nicht unbekannt, daß die chinesische Staatsreligion fälschlich der christlichen durchaus überbietet ist. Die andern Mächte, aus deren Richtung der Kaiser bestimmt ruhet, werden schwerlich einen Religionskrieg führen wollen, zumal Engländer wiederholt versichert haben, daß neben der gewaltthätigen Raubthätigkeit, namentlich auch das kühnste Vorgehen übergründer unwiderlicher Räuberei den jetzigen Zustand veranlaßt hat.

Die Einberufung des Reichstages aus Anlaß der Wirren in China wird noch immer esrig erörtert, und je nach dem Parteistandpunkt entweder bejaht oder verneint. Gegen die Einberufung erklärt sich die „Post“. Ihre Meinung geht dahin: „So lange nicht die Aufnahme einer Reichsaulaßes möglich ist, habe der Reichstag nichts zu sagen.“ Daß mit dieser einseitigen und formellen Auffassung dem Ansichten des Parlaments nicht gebient sein kann, liegt auf der Hand. Gegen die Einberufung ist aber auch die national-liberale „Nationalzeitung“. Sie verbißt ihr konstitutionelles Herz, weil sie fürchtet, die Opposition im Reichstage würde den Versuch einer retardierenden (verlangsamenden) Einwirkung bezüglich der nach China zu sendenden Truppenmassen machen. Die freisinnige Presse legt ziemlich einseitig auf dem Stand-

punkt, daß die Volksvertretung gefragt werden müsse. Zu ihr gesellt sich auch die ultramontane „Germania“, die nicht nur aus rein budgetrechtlichen Gründen, sondern auch aus politischen und gerade im Interesse der Regierung es für angezeigt hält, daß mit einer Einberufung des Reichstages dem deutschen Volke durch seine Vertreter Gelegenheit gegeben würde, die Stellung der Regierung kennen zu lernen.

Die grüne Internationale, die Organisation eines internationalen Getreideproduzenten-Rings, ist perfekt geworden. Am 28. Juni waren die Agrarier diesseits und jenseits der Vogesen im Stadthaus von Versailles versammelt, um das Kind aus der Taufe zu heben, das einmal bestimmt ist, den Getreidewucher international zu organisiren. Pathe standen Dr. Köfcke vom Bunde der Landwirthe, der, wie unsere Leser wissen, erst neulich öffentlich dargelegt hat, was die Organisation bezwecken soll, und Baron de Courcelles, ein französischer Agrarier und f. B. Botschafter der französischen Republik in Berlin. — Nachdem die Agrarier jetzt selbst eine Internationale gegründet haben, die noch dazu wucherischen Zwecken dient, haben ihre Organe wenigstens keine Ursache mehr, über die internationale Verbrüderung der Arbeiter zu schelten.

„Miststreiter der Antiagrarier“ betitelt die „Konf. Korr.“ den Herrn Dr. v. Hansemann, wegen der aus seinem bedrückten kapitalistischen Herzen entsprungenen, jüngst auch von uns mitgetheilten Philippika gegen die Großgrundbesitzer, die nicht ohne ausländische Arbeiter fertig werden können, weil sie die inländischen nicht ausreichend entlohnen und anständig behandeln wollen. Gegenüber dem Vorwurf der „Konf. Korresp.“, daß er das „ganze landwirthschaftliche Gewerbe“ angegriffen habe, erklärt nun Dr. v. Hansemann in den „Berl. Neuzeit. Nachr.“, daß er nur diejenigen Landwirthe angegriffen habe, „welche nicht mehr v h a e f ä n d i g e a u s l ä n d i s c h e A r b e i t s k r ä f t e a u z u n e m e n g l a u b e n u n d d e n S t a a t v e r a n l a s s e n w o l l e n, u n d i h r e t w i l l e n s e i n e n n a t i o n a l e n L e b e n s i n t e r e s s e n z u w i d e r z u h a n d e l n.“ Die Einstellung ständiger ausländischer Arbeiter sei für die Landwirthschaft wie ein Morphiumpgift, „sie vermindert für den Augenblick vielleicht die Ausgaben, aber sie untergräbt das Gedeihen für die Zukunft, indem sie das Land von der Bevölkerung entblößt, welche auf der Scholle groß geworden ist.“ Die „Deutsche Tagesztg.“ erklärt, sie habe zahlreiche Zuschriften mit der Aufforderung erhalten, Herrn v. Hansemann den Staat zu strecken. Ein schlesiischer Rittergutsbesitzer behauptet, Herr v. Hansemann habe sich ein Rittergut angeeignet, wie ein Anderer vielleicht einen Papagei, so daß es nicht darauf ankomme, was die Sache einbringt. Aber derselbe Rittergutsbesitzer erklärt, selbst keine Ausländer zu brauchen, weil er, wie er selbst sagt, seine Leute gut behandelt. Der Herr liefert also nur ein Argument für die Nichtigkeit der Hansemann'schen Ausstellungen, die ja freilich an sich nur ein Ausfluß der Polenfeindschaft sind, aber das Leutenoth-Geschrei der Junker trefflich illustriren.

Zur Frage der Berginspektion. Vor dem Schöffengericht in Dortmund wurde vor einigen Tagen wider den Betriebsführer Wemmer von Zeche „Gotteslegen“ wegen Uebertretung der bergpolizeilichen Vorschriften verhandelt. Bei dieser Gelegenheit, oder vielmehr durch den Ausgang des Prozesses wird die gelobte Berginspektion ganz eigenartig beleuchtet, sie wird verurtheilt durch ein Zeugniß des Bergwerks-Direktors und Reichstags-Abgeordneten Hilb. Derselbe Mann, der als Anwalt der Grubenbarone im Reichstage die Berginspektion über den grünen Klee lobt, fällt durch ein Gutachten vor Gericht über dieselbe Berginspektion ein vernichtendes Urtheil! Dem Prozeß lag folgendes zu Grunde. Am 17. Februar cr. besuchte der Bergassessor Bracht die genannte Grube und fand einen Betriebspunkt, an dem entgegen bergpolizeilicher Vorschrift ein Ueberbau fehlte. In dem Termin lehnte der infolge erstatteter Anzeige angeklagte Betriebsführer die Verantwortung für den Verstoß gegen die Bergordnung ab, — weil er die fragliche Strecke vom 10. Jan. bis 17. Febr. cr. nicht befahren habe. (!) Bei seiner letzten Revision im Januar sei die Lust an in Betracht kommender Stelle noch gut gewesen, auch habe er den Steiger angewiesen, für ordnungsgemäße Bewetterung zu sorgen. Bergwerks-Direktor Hilb als Gutachter d. h. d. i. Die nicht ordnungsgemäße Bewetterung des fraglichen Betriebspunktes, die Unterlassung der Befahrung in der angegebenen Zeit involvirte ohne weiteres eine Fahrlässigkeit. Der Betriebsführer müsse wissen, daß solche Betriebe täglich, mindestens aber in kurzen Zwischenräumen befahren werden müßten! Aber der Betriebsführer, der die Verantwortung über und unter Lage trage, sei heute kaum in der Lage, alle bergbaupolizeilichen Vorschriften zu beachten. Selbst unter normalen Verhältnissen sei der Betriebsführer so überlastet, daß er den bestehenden Vorschriften nicht nachkommen könne. Stehe fest, daß der Angeklagte die Strecke während der von ihm angegebenen Zeit nicht befahren habe, könne er auch für die konstatirte Uebertretung nicht verantwortlich gemacht werden. Er habe sich eben auf seinen Steiger verlassen müssen. (!) Wohl auf Grund dieses Gutachtens sprach das Gericht den Angeklagten frei. Daß das Gericht sich nicht auf den Buchstaben des Gesetzes verließ, wonach eine Verurtheilung unabweisbar war, vielmehr unter Berücksichtigung dessen, daß sich in der Praxis die bestehenden Bergordnungen einfach nicht durchführen lassen, zu einem Freispruch gelangte, finden wir billig und recht.

Aber die Konsequenzen daraus? Nach dem Verggeseß ist der Betriebsführer verantwortlich und wird bei vorfindenden Verstößen unter Anklage gestellt. Das Gericht findet aber heraus, daß es dem Betriebsführer gar nicht möglich ist, allen Vorschriften nachzukommen und spricht ihn frei. — Wo bleibt nun der Schutz für den Bergarbeiter? Unter solchen Umständen müssen die Bestimmungen, Verordnungen u. zum Kinderpott werden. Nicht eher wird das Leben des Kohlengräbers ordentlich geschützt sein bei seiner gefährlichen Arbeit, bis die Forderung der Knappen: Reform der Berginspektion und zwar durch Anstellung von Kontrollbeamten, die von den Arbeitern aus ihren eigenen Reihen gewählt werden, anerkannt ist. Im Reichstage mit hübschen Forderungen aufwarten und vor Gericht konstatiren müssen: in der Praxis lassen sich die Verordnungen nicht durchführen, ist ein Zustand, dem baldigst ein Ende bereitet werden muß.

Ultramontane Zukunftsmusik. In Köln hat, wie schon aus anderem Anlaß berichtet, der Reichstagsabgeordnete Trimbom am 1. Juli seinen Zentrums-wählern Bericht über die abgelaufene Reichstagsession abgestattet. Recht interessant ist, was Herr Trimbom in seiner umfangreichen Rede über den lex Heinze-Kampf und speziell über dessen Ausgang nach dem Bericht der „Köln. Volksztg.“ sagte:

„Zunmer neue Anträge wurden eingebracht, ein Ende nicht abzusehen und die Stimmung wurde immer erregter. In dieser Situation griff der von allen Parteien hochverehrte Herr Präsident Graf Ballestrem ein; er verhandelte zwischen den Parteien und unterbreitete ihnen einen Kompromißvorschlag, der wesentliche Theile des Entwurfs opferte. Ich darf verrathen, daß bei Verhandlung dieses Vorschlages in der Zentrumsfraktion ein harter Kampf entstand. Die einen besorgten, daß durch die Annahme des Kompromisses das Ansehen des Reichstages und der Partei leiden werde. Es wurde hingewiesen auf die Konsequenzen, welche sich aus einem Zurückweichen vor der Opposition ziehen ließen und auch hingewiesen auf die insamen Angriffe, welche außerhalb des Parlaments, besonders in „Witzblättern“, auf einzelne Personen gemacht wurden. Schließlich drang eine andere Ansicht durch, der neben dem Abg. Koeren auch ich mich zuwandte. Man sagte sich, daß die Wunschten, durchzukommen, gering seien. Zunmer neue Anträge wurden gestellt; es war wie bei der Hydra, der stets ein neuer Kopf wuchs, wenn einer abgeklagen worden war. Namentliche Bestimmungen konnten über alle noch vorliegenden 37 Anträge, ja über einzelne Worte, beantragt werden; neue Anträge würden den verabschiedeten folgen. Zweifelsfrei war es zudem, ob alle parlamentarischen Ordnungsparteien im Widerstand gegen die Opposition angehalten hätten, so bezüglich der Freikonservativen, welche Gegner der Vorlage waren. Die Lage war erschwert durch den Umstand, daß der Kompromißantrag vom Präsidenten Ballestrem ausgegangen war, man also eventuell gegen denselben hätte Stellung nehmen müssen. Die Besorgniß lag nahe, daß beim Verharren auf dem alten Standpunkt nichts erreicht würde, während bei Annahme des Vorschlages Bestimmung Gesetzeskraft erhielten, welche nach Ansicht des Abg. Koeren beabsichtigt sind. So wurde in § 184 die Strafbarkeit „unzüchtiger“ Schriften erweitert und in § 184 a die Bestimmungen aufgenommen, daß der Verkauf von Schriften, Bildwerken, die „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl größtlich verletzen“, an Kinder unter 16 Jahren strafbar ist. Darauf kann zu gelegener Zeit weitergebaut werden. Wir haben uns der alten Taktik erinnert, die auch Windthorst befolgte, das Erreichbare zu nehmen, wenn man nicht alles haben kann. (Bravo.) Wir sind nicht durch unsere Schuld, auch nicht durch die Intelligenz der Gegner, sondern lediglich durch die Wängel der Geschäftsordnung unterlegen. Gewiß kann die Sache gefährliche Konsequenzen haben. Auf „erregte Stimmung in weiten Volkstheilen“ wird man sich immer berufen können; das wird sich schon zeigen, wenn die Handelsverträge zur Verhandlung kommen. Aber wir tragen nicht die Verantwortung.“

Die nächste Folge dieser Vorkommnisse ist, daß sich unser Verhältnis zur Linken erheblich verschlechtert hat. Wir haben uns überzeugen müssen, daß im Reichstage die Elemente für einen demokratischen Kulturkampf nach französisch-republikanischer Manier reichlich vorhanden sind, insbesondere auch beim „Freisinn.“

Der mehr als deutliche Hinweis des Herrn Trimbom auf die „Mängel der Geschäftsordnung“ wird von der konservativen u. Presse mit Jubel begrüßt werden. Die Vertröstung auf den Weiterbau der lex Heinze „zu gelegener Zeit“ mahnt auf's Neue alle Freunde freier deutscher Geistesentwicklung, fortgesetzt ihr Pulver trocken zu halten zur Abwehr ultramontaner Ueberumpelungen.

Keine politische Nachrichten. Die deutsch-kongolekatische Kommission hat in Brüssel in dreitägigen Verhandlungen die Grundsätze und das Programm geregelt für die Arbeiten, welche die nach Afrika entdendete deutsch-kongolekatische Expedition an Ort und Stelle auszuführen hat, um die Karte des Gebietes des Kivu's anzunehmen. Mit diesen Anweisungen der Kommission ausgerüstet, hat sich die belgische Expedition, die aus dem Kommandanten Miz als Vorsitzenden und den Leutenants v. Stockhausen, Londeur, Banderstegen, Stamane, Seckout und dem Arzte Riga zusammengesetzt ist, am Sonnabend eingedockt. In Sanfisar vereinigt sie sich mit der deutschen Expedition unter Leutnant Hermann, um gemeinsam nach dem Kivu's aufzubrechen. — In Rom zirkulirt das Gerücht, daß die päpstliche Schweizergarde wegen „Insubordination“ aufgelöst werden wird. Die „Insubordination“ hat bekanntlich darin bestanden, daß die Garde die Gehalte der Befehlshörung gefordert hat. — Ein königliches Dekret schafft die selbstständige spanische Gesandtschaft in China ab und überträgt die Funktionen derselben dem spanischen Gesandten in Tokio. — Der serbische Gesandte überreichte am 3. Juli der Pforte eine Note betreffend einen Ueberfall durch Albanesen in Distrikte Gilan, wo die Ortsgast Mochile — nicht Gilan selbst geplündert und mehrere Serben getödtet wurden. Rijadomitsch protestirt in der Note gegen die Behauptung des Kommandanten von Gilan, daß die Mitglieder des serbischen Komitees Unruhen provoziren wollten, und fordert eine amtliche Untersuchung der Vorfälle. — Der inländische Senat erhielt eine vom russischen Kaiser unterzeichnete Verordnung, welche die Berufungsfreiheit bedeutend einschränkt. Unter Anderem hat der Generalgouverneur in Zukunft das Recht, alle Verammlungen durch seine Beamten überwachen zu lassen. Man bestreitet nun mit Recht, daß russische Gendarmen, welche in den letzten Monaten in Großrussland in vielen Städten angestellt worden sind und die Landesprache nicht beherrschen, vom Generalgouverneur Bobrow hierzu verwendet werden. So begräbt Rußland ishemotisch die russische Freiheit — Einen „Rafanführer“ in der Kolonialpolitik hat sich wieder einmal Frankreich geholt. Nach einem der „Agence Havas“ aus St. Louis am 2. August zugegangenen Telegramm sind 5 Mitglieder der vom Blatte „Natu“ beauf-

Zerfallung einer Sahara-Bahnlinie entsandten Expedition ...

Belgien.

Der neue Feldzug für das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht wurde Dienstag Abend von der Sozialdemokratie mit einer von Tausenden besuchten Versammlung im Brüsseler Volkshaus unter Anseles Vorsitz ...

Zum Prozeß Sipido, der Montag in Brüssel begann und über den wir bereits berichtet haben, verlangte am Dienstag der Anwalt des Angeklagten, daß die Verurteilung hinsichtlich der Brauchbarkeit der Waffe angehalten werden ...

Frankreich.

Wechsel in den höchsten militärischen Stellen. Die halbamtliche „Agence Havas“ meldet: General Jamont ersuchte Dienstag den Kriegsminister um Entlassung ...

Rußland.

Die letzten machtvollen Maidemonstrationen der polnischen Sozialisten haben die Zarenregierung zu weiteren Gewaltmaßnahmen veranlaßt. In einer Verordnung gibt wie man dem „Borw.“ berichtet, die russische Regierung dem Warschauer Generalgouverneur für Polen das Recht ...

Transvaal.

Heber den Transport der englischen Armee nach Südafrika veröffentlicht „Daily Mail“, gekürzt auf offizielle Angaben, einige interessante Einzelheiten. Vom 20. Oktober bis zum 9. Juni sind von England 234 Transportschiffe nach Südafrika

abgegangen; sie hatten an Bord 188 141 Mann, 36 333 Pferde, 409 Kanonen und 1951 Wagen. Zu den 36 333 Pferden aus England kamen 34 000 aus Australien, Argentinien und New-Deleans, 10 000, die die kolonialen Kontingente mitbrachten, und über 75 000 Maulthiere aus Amerika, Italien, Indien u. s. w.

China.

Die chinesischen Wirren. Wichtige neue Nachrichten lagen an amtlicher Stelle in Berlin bis Mittwoch Mittag 1 Uhr nicht vor. In London will man zuverlässige Nachrichten haben, daß die englische Gesandtschaft in Peking am 1. Juli sich noch hielt. Was sonst an Nachrichtenmaterial aus Peking vorliegt, scheint lediglich auf Gerüchten zu beruhen; und jede Verbindung mit der Hauptstadt Chinas fehlt, treibt die Phantasie der Reporter die äppigsten Blüthen. So meldet „Daily Express“ aus Shanghai vom 2. Juli: „An dem Tage, an dem der deutsche Gesandte ermordet wurde, waren alle Gesandten in Peking aufgefordert worden, sich nach dem Tsungli-Yamen zu begeben. Der englische, französische, russische und amerikanische Gesandte, die Verrath vermuteten, weigerten sich, das Gesandtschaftsgebäude zu verlassen.“

Etwas mehr der wahren Lage in Peking dürfte eine Meldung entsprechen, welche der englische Admiral Seymour aus Tientsin an die englische Admiralität geschickt hat. Der Admiral berichtet: „Von Peking sind chinesische Kuriere mit einer kurzen, vom 24. Juni datierten Nachricht angekommen, wonach alle Gesandtschaften mit Ausnahme der britischen, französischen, deutschen und eines Theils der russischen zerstört waren.“

Einen Einblick in die wirklichen Verhältnisse gewähren auch zwei Zirkularedekrete der Kaiserin-Wittve über die Vorgehensweise und den Kampf der Fremden gegen China sowie die Stellung der chinesischen Behörden dazu, die von chinesischen Zeitungen in Kanton veröffentlicht wurden. Die Dekrete besagen, eine Ausöhnung mit den Christen, gegen die sich das ganze Volk, einschließlich des Militärs, der Gelehrten, des Adels und der Prinzen mit der Absicht, sie anzuzetteln, vereint habe, sei völlig ausgeschlossen. Die Fremden hätten den Kampf gegen China mit dem Angriff auf die Taku-Forts erdffnet, infolgedessen sei die Erbitterung gegen alle Fremden noch gesteigert. Die Unterdrückung des Volkes sei gefährlich, daher erscheine die Benutzung der fremdenfeindlichen Bewegung bis auf weiteres rathsam. Die bedrohten Gesandtschaften in Peking möge die Kaiserin schützen; ob die Fremden härter seien oder China, bleibe abzuwarten. Jedenfalls sollten alle Gouverneure unverzüglich Truppen zur Vertheidigung ihres Bezirkes anwerben und gemäß den örtlichen Verhältnissen nach eigenem Ermessen handeln. Für jeden Landverlust seien sie verantwortlich.

Tientsin, das die europäischen Truppen bereits erobert hatten, scheint wieder gefährdet zu sein. Wenigstens meldet der „Rabelkorrespondenz“ aus Tschifu vom 3. Juli sich: „Tientsin ist von Neuem schwer bedroht. Die Chinesen erkürmten nach einem furchtbaren Sturz, daß in ihren eigenen Truppen durch unsere Artillerie angerichtet wurde, nach heroischem Widerstand der Truppen der vereinigten Mächte den Bahnkörper und die Eisenbahnstation, sowie sämtliche Brücken, so daß die Stadt von Neuem eingekerkelt ist. Nur die Fährbrücke ist theilweise offen, aber gleichfalls bedroht. Die Chinesen greifen heftig vom Flußufer aus einen Kampf an und haben nach fünf stundenlangem Kampf aus dem Städtchen noch unbekannt ist. Verstärkungen sind dringend erforderlich. Die unglückliche Todesverurteilung der Chinesen erschwert die Gefahr. Aus Peking fehlen alle Nachrichten.“

Wie „Reuter“ ergänzend meldet, sind bereits alle Ausländer aufgefordert worden, Tientsin zu verlassen. Man sehe die Lage als verzweifelt an. Die Chinesen hätten unterhalb der Stadtmauer Schanzgräben angelegt und sich der Eisenbahn zwischen Tientsin und Suiat bemächtigt. Auch der deutsche Konsul in

Tschifu berichtet: „Der Dampf der Fremden in Tientsin ist wieder umlagert und wird beschossen. Die Frauen und Kinder sollen fortgeschafft werden. Die chinesischen Truppen machten einen Vorstoß gegen die Eisenbahn. Die Brücken sind zerstört, die Wasserleitung mit Taku wird aber aufrechterhalten. Die Missionen in Nutben sind verbrannt und viele einheimische Christen daselbst getödtet. Zwischen Nutben und Niuhschwang ist eine Eisenbahnbrücke demolirt.“ Danach besteht wohl kein Zweifel mehr, daß in Tientsin die Lage der Europäer wieder sehr gefährdet ist, ja die Admirale Alexejew und Seymour scheinen selbst Zweifel zu hegen, ob es ihnen auch fernerhin möglich sein wird, Tientsin zu halten; denn wie „Reuter“ meldet, hielten sie schon Sonnabend einen Kriegsrath ab und beschloßen, daß es unmöglich sein würde, ohne viel größere Streitkräfte zu versuchen, Peking zu entlegen; „es dürfte möglich sein, Tientsin zu halten, aber wenn dies nicht möglich ist, würden sie sich bemühen, wenigstens Taku zu halten.“

Nach amtlichen Nachrichten, welche in Petersburg eingelaufen sind, finden die Wirren und Unruhen hauptsächlich innerhalb der Grenzen des eigentlichen Chinas statt. In den Gebieten außerhalb der großen Mauer sind nur sporadische Ausbrüche von Aufruhr vorgekommen. Was die mongolische Bevölkerung der Mandchurei betrifft, die mit den benachbarten Russen im Laufe der Jahrhunderte bekannt geworden ist, so finden die Vögel angeblich für ihre aufwüthenden Bestrebungen dort keinen dankbaren Boden. Wenn in letzter Zeit kleine Räuberbanden versuchten, die manichäische Eisenbahn zu zerstören, so ist ihnen dies nicht gelungen; sie wurden zurückgeschlagen, Maßnahmen zum Schutze des Lebens und Eigentums der Bevölkerung sind getroffen.

An der Wiederherstellung der Eisenbahn Tientsin-Taku arbeitet eine Kompanie des Eisenbahnbataillons. Proviant wird in bedeutenden Massen zugeführt, sodaß die Existenz sämtlicher Truppen vollständig sichergestellt ist.

Das Konjulkorps in Shanghai hielt Mittwoch eine Sitzung ab. Alle Vizekönige in den Yangtse-Provinzen sind entlassen, Frieden zu halten; nur der Gouverneur von Tscheking zeigt eine freundschaftliche Gesinnung. In Shanghai herrscht Ruhe, die Schutzwache wird täglich vermehrt. In Hangschau macht sich ein Unbehagen über die Lage bemerkbar.

Eine Note der Pariser „Agence Havas“ erklärt es für vollständig unrichtig, daß irgend eine Nachricht betr. die Ermordung des französischen Gesandten in Peking oder des Personals der Gesandtschaft daselbst direkt oder indirekt dem Ministerium des Auswärtigen in Paris zugegangen ist.

Das Befinden der Verwundeten in Tientsin, ist laut Meldung des Chefs des Kreuzergeschwaders Bendemann vom 3. Juli, gut. Der russische Admiral Alexejew richtete an den Kriegsminister in Petersburg ein Telegramm, worin er sich über das Verhalten des deutschen Korps beim Sturm auf Taku höchst lobend äußert. Ein weiteres Telegramm Alexejew's an den Kriegsminister vom 1. Juli besagt: Die Verluste des Expeditionskorps bis zum 25. Juni sind: 4 Offiziere todt und 7 verwundet, und 56 Mann todt und 190 verwundet. Der älteste russische Marineoffizier vor Taku, Kapitän Jobrowolski, fragte an, was er mit den in russische Hände gerathenen Chinesen zu thun habe. Im Einvernehmen mit dem Minister des Außern depeßirte der russische Generalstab zurück: „Bis zur Stunde ist eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt.“

Lübeck und Nachbargebiete.

Donnerstag, den 5. Juli 1900.

Zum Braunbierbrauereiarbeiterstreik. Der „Eisenbahn-Zeitung“ ist etwas stehen geblieben, was sie nie besaßen, der Bestand. Man lese nur, was Kamerad schreibt:

Zum Braunbierkrieg. Eine Braunbierbrauerei ist an einen auswärtigen Herrn verpachtet worden. Der neue Pächter hat den Forderungen der Streikenden gegenüber einen andern Standpunkt eingenommen, als die sämtlichen hiesigen Braunbier-Brauereibesitzer. Er hat jedenfalls die Forderungen der Streikenden sofort bewilligt. Der Boykott ist nun also durchbrochen worden. Daß davon alle Brauereien Nutzen haben werden, ist selbstverständlich. (???) Zu der Verpachtung selbst bemerken wir, daß uns auf das Bestimmteste versichert worden ist, daß die Brauereibesitzer durch Handschlag und durch Protokoll beischluß dahin geeinigt hatten, weder durch Verkauf noch durch Verpachtung während des Streiks ihre Betriebe den Gegnern auszuliefern. Das ist in diesem einen Falle nun doch geschehen. Der Besitzer der verpachteten Brauerei will dem Vernehmen nach Lübeck's Staub von seinen Füssen schütteln. Darüber wird man in Lübeck nicht traurig sein. — Charakteristisch. Wenn ein Arbeiter in einer Lohnbewegung sich an einem Streik nicht betheiligt und weiter arbeitet, dann gilt er für einen Streikbrecher, wird verhöhnt, beleidigt und mit Daß verfolgt. Wenn aber ein Arbeitgeber, der mit seinen sämtlichen Kollegen den Streik und Boykott verfallen ist, plötzlich seinen Kollegen in den Rücken fallen soll, dann — — — kommt ein Geiße und pachtet das Geschäft.“

Um den armen Lokalfredakteur des Obertravenblattes vor weiteren hirnquälenden Kombinationen zu bewahren, wollen wir mittheilen, daß die Brauerei in aller Form rechtens gepachtet worden ist. Der Pächter ist der Genosse Ludwig Klein, seit langen Jahren Leiter der Brauereioorganisation Hamburgs. Was die Bürger mit Herrn Reimer anfangen, kann den Arbeitern durchaus gleichgültig bleiben. Er war Derjenige, welcher am meisten zum Ausbruch des Streiks beigetragen hat; daß er jetzt, stäher wider seinen eigenen Willen, zur Lösung der Frage zu Gunsten der Arbeiter beitrug, steht fest. Jetzt mögen die dreimal einigen Bürger sich mit dieser Thatsache abfinden. Vielleicht probirt einmal der „Mann im Havelock“ das hochzeitfreie Braunbier. Es schmeckt recht gut.

Die „Lüb. Anz.“ schimpfen per Scheere über die korrekte Haltung, welche die Sozialdemokratie der chinesischen Frage gegenüber einnimmt. Wir haben absolut keine Veranlassung, auf das Geschreibsel einzugehen, wollen aber, um die Wissensfülle des Waidzettelfabrikanten zu illustriren, bemerken, daß er einen H. C. unterzeichneten Artikel des „Borwärts“ dem Reichstags-Abgeordneten Gen. Salwer zuschreibt, welcher, wie der kleine „Küschner“ dem Herrn schon hätte zeigen können, Richard heißt. Doch — minima non curat scribifax.

Zur Pariser Weltausstellung reisen mit staatlicher Unterstützung Malermeister S. Wüttner, Holzbildhauer Erdmann, Malermeister Heinsohn jr., Schlossermeister Jense, Buchbindermeister Jöbs. Kerz, Schlossermeister Osterloh jr., Tischlermeister Schwarz jr. und Architekt Wandke, sowie die Arbeitnehmer Löpfer Giehl jr. bei Löpfermeister Giehl, Stuccateur E. Köhne bei Bildhauer Curwie, Tischler und Werkführer Köhler bei Gebr. Wasserstradt und Maschinbauwerk Schütz bei Scharffe.

**Soldatenbriefe.** Angefichts der Entsendung von deutschen Soldaten nach China ist es angebracht, die Vorschriften über die Behandlung von Soldatenbriefen nach den Kolonien in Erinnerung zu bringen. Diese besagen, daß Briefe, die an in deutschen Kolonien stationierten Militärpersonen vom Feldweibel abwärts gerichtet sind und die Aufschrift „Soldatenbrief! Eigene Angelegenheit des Empfängers“ tragen, als „Soldatenbriefe“ mit einer Befähigungsfraustratur zur Beförderung gelangen, falls sie ein Gewicht von 60 Gramm nicht überschreiten. Haben die Briefe aber auch nur das geringste Uebergewicht, so werden sie trotz des Vermerks „Soldatenbrief“ als gewöhnliche Briefe behandelt, d. h. sie müssen als Auslandsbriefe für je 20 Gramm mit 20 Pfg. bei frankierten und 40 Pfg. bei unfrankierten Briefen bezahlt werden. Wie oft kommt es vor, daß in Unkenntnis dieser Bestimmungen die Briefe garnicht oder ungenügend frankiert in den Postbriefkasten gelegt werden in der Meinung, sie gingen mit der oben erwähnten Aufschrift wie jeder Soldatenbrief frei. Die Adressaten in Afrika, China etc. sind dann zur Zahlung des Postos mit Straporto geradezu verurteilt, denn ein Brief aus der Heimat wird nie abgewiesen. Hat nun ein solcher Brief Uebergewicht, d. h. ist er schwerer als 60 Gramm, so macht man aus dem einen Brief einfach zwei oder drei. Jeder kostet dann, die erwähnte Bezeichnung und ein Meistgewicht von 60 Gramm vorausgesetzt, 10 Pfennig Porto, während sie vereint eine Frankatur von mindestens 60 Pfennig erfordern.

**Zu Lübeckischen Staatsbürgern sind vom Stadt- und Landamte angenommen:** H. C. F. Dohse, Schlächtermeister. F. H. A. Hornschuh, Steuerassistent. H. C. Th. Kopmann, Oberfeuertmann. W. Th. C. Kröger, Schlächtermeister. J. F. W. Mette, Elementarlehrer. P. H. Th. Neumann, Elementarlehrer. J. Th. F. Quijau, Kassenbeamter am Schlachthaus. L. G. W. Kollff, Konflikt. D. E. F. Rothballe, Elementarlehrer. P. F. J. Schulz, Architekt und Maurermeister. Dr. med. R. F. von Thaden, prakt. Arzt. G. Thomsen, Elementarlehrer. — Dieselben haben am 27. Juni 1900 vor dem Senate den Bürgereid geleistet.

Die läbliche Staatsangehörigkeit erwarben im Juni ds. Jz. 15 Personen.

Der zweite Pferdemarkt findet am Donnerstag, den 12. ds. Mts., statt.

Der israelitischen Gemeinde wird das Staatsdarlehen von 22 000 Mk. auf weitere 10 Jahre zinsfrei und unkündbar bewilligt werden, bürgerchaftliche Zustimmung vorausgesetzt.

**Verkauf von Staatsgrund.** Dem Glockengießer D. H. J. J. sollen 332 Dam. Baufläche an der Finkenstraße für 3320 Mk. zur Verbreiterung der Fabrik käuflich überlassen werden.

**Holzverkauf.** Am Donnerstag, den 12. Juli d. Jz., sollen in der Gastwirtschaft von Ehlers, Behlendorf, aus den Forstorten Berkenstrüden, Langenhörn, Harnsdorfer Busch und Altsfelber Lannet 289 Stk. entb. Eichenstämme — 130,85 fm., 8 Km. entb. Eichen Klustholz, 55 Km. entb. Eichen Knäpelpolz, 52 Hjn. entb. Eichen Buschholz, 22 Hjn. Weichholz Buschholz, 31 Km. Fichten Knäpelpolz (Anbruch) öffentlich meistbietend verkauft werden. Beginn des Holzverkaufs Vormittags 11 Uhr, der Buschholzversteigerung Mittags 1 Uhr.

Zur Verbesserung der Besloer Land- und Dorfstraße sind 3500 Mk. bewilligt worden.

Zu das Handelsregister ist am 4. Juli 1900 eingetragen bei der Firma „J. u. D. Capell“: Die Firma

ist erloschen. Das Geschäft ist ohne die Firma auf die neue Firma Capell u. Petersen übergegangen; die Firma „Capell u. Petersen“, Lübeck. Inhaber: Johannes Heinrich Capell, Kaufmann in Lübeck. Carl Richard Petersen in Lübeck. Offene Handelsgesellschaft. Die Gesellschaft hat am 1. Juli 1900 begonnen. Das Geschäft ist bisher unter der Firma J. u. D. Capell geführt; bei der Firma „Lübeck u. Hartmann“: Die Firma ist erloschen. Das Geschäft ist auf die Firma Lübeck u. Nöhring übergegangen; bei der Firma „Edmund Schmersahl Nachf.“: Die Firma ist erloschen. Das Geschäft ist auf die Firma Lübeck u. Nöhring übergegangen; die Firma: „Lübeck u. Nöhring“, Lübeck. Inhaber: Robert Martin Christian August Heinrich Gottlieb Lübeck, Kaufmann in Lübeck. Bernhard Johannes Louis Nöhring, Kaufmann in Lübeck. Offene Handelsgesellschaft. Die Gesellschaft hat am 1. Juli 1900 begonnen.



**Schlutup.** Vom Schulwesen. Der Bürgerausschuß hat beschlossen, der Bürgerschaft den Antrag zur Mitgenehmigung zu empfehlen, daß zum 1. April 1901 an der hiesigen Bezirksschule eine ständige Lehrerstelle dritter Gehaltsklasse und eine Elementarlehrerinnenstelle neu eingerichtet, und daß der hiesige Bezirksschullehrer bezüglich seiner Gehaltsverhältnisse vom 1. April 1901 ab den Bezirksschullehrern in Travemünde und Vorwerk gleichgestellt werde.

**Lüdersdorf.** Zum Kapitel „Leutenoth“. Es ist hier so landesüblich, daß um die jezige Zeit die Knechte und Mädchen Festlichkeiten, wie Ringreiten, Vogelstrecken, Kranzgreifen und dergl., a. rangiren. Daß soll jetzt anscheinend beschränkt werden, denn während an mehreren Orten in der Nähe von Schönberg (z. B. Pallingen, Kl. Siemz) die Knechte schon vor 14 Tagen Vergnügen hatten, ist es jetzt für die Mädchen den Wirthen verlaget worden. Auch heißt es, daß künftig um 11 Uhr Schluß sein soll; früher ging es länger. Die Wirthe sind ganz verdußt, ihr Geschäft leidet, ebenso das der Musiker, und die jungen Leute trachten nach Gegenden, wo man weniger Tanzbeschränkungen kennt. Bei der

Reichstagswahl wollten die Wirthe, um nicht in Ungnade zu fallen, den Sozialdemokraten ihre Lokale nicht zu Versammlungen geben, und jetzt? Alle Angstmeierei hat ihnen nichts geholfen, so oder so, gezwiebelt werden sie auf alle Fälle. Hoffentlich bleibt diese Erfahrung nicht ohne Folgen! Und die „Leutenoth“? Vorbei ist sie natürlich nicht auf Grund der Maßregel.

**Entw.** Noch etwas vom verstorbenen Großerzoge. Dem „Neuen Wiener Tageblatt“ schreibt ein Leser:

„Als ich vor einigen Jahren in Dresden weilte, passierte ich mit zwei Freunden eines Abends eine große Bierhalle in der Altstadt, in die eben eine Menge Männer strömten. Uns fiel dies auf, und wir bemerkten ein Plakat vor dem Lokal, das eine sozialistische Versammlung ankündigte. Da es mich interessierte, diese Partei einmal in deutscher Fäçon kennen zu lernen, bewog ich meine Begleiter, einzutreten. Gleich beim Eingang des schon gut besetzten Saales gewahrten wir einen von einem einzelnen Herrn offizierten Tisch, an dem wir Platz nahmen. Wüthlich machte der eine meiner Gefährten, ein biederer Oldenburg, eine überauschte Gebärde: er hatte in unserem Tisch nachbarn, einem schönen stattlichen Mann mit gestutztem grauem Vollbart, seinen Landesherren erkannt, wie er uns nachher zuflüsterte. Eine geraume Weile kämpfte mein Oldenburger mit sich, bis er sich endlich entschloß, sich als getreuer Unterthan seinem Fürsten vorzustellen. Dieser, betroffen, sein Infognito zerbröckelt zu sehen, machte gute Miene zum bösen Spiel, befragte unsern Genossen freundlich nach seinen persönlichen Verhältnissen, ob auch wir Landsleute seien und einiges Andere, wobei er erwähnte, daß er behufs einer Massagerur in Dresden weilte. Bald nachher zahlte der Großherzog ruhig sein Bier und verließ uns mit leutseligem Gruß, wohl fürchtend, sein wahrer „Charakter“ könnte durch ein unvorsichtiges Wort oder Gebahren publik werden.“

Die Ordnungspresse bemüht sich krampfhaft, die Sache möglichst harmlos hinzustellen. Sie kann aber nicht ver-tuschen, daß Peter von Oldenburg andere Gepflogenheiten hatte, als die meisten Herrscher von Gottes Gnaden.

**Briefkasten.**  
Abonnet x. Die Frage ist strittig. Die Sozialdemokratie und der Freisinn bestreiten diese Berechtigung auf Grund der Verfassung des Deutschen Reiches. Wenn Sie in den letzten Monaten fleißig die Reichstagsverhandlungen verfolgt hätten, hätten Sie es übrigens wissen müssen. Augenblicklich umgeht die Regierung die Streitfrage dadurch, daß sie nur Freiwillige nach China sendet.

**Streuhan-Viehmarkt.** Hamburg, 4. Juli  
Der Schweinehandel verlief gut. Zugeführt wurden 180 Stück. Preise: Sengschweine — Mk., Verlanochweine, jagw. 46—47 Mk., leichte 48—49 Mk., Saues 39—44 Mk. und Ferkel 45—48 Mk. pr. 100 Pfd.

Die glückliche Geburt einer Tochter zeigen an  
**Wilh. Welcher und Frau,**  
geb. Ebesleh,  
Lübeck, den 4. Juli 1900.

**Logis für jungen Mann**  
Schmiedestraße 25, 2. Et.

**Logis für einen jungen Mann**  
Kloienstraße 3.

**Ein frdl. Logis** nach vorne  
Bei St. Johannis, 6, 1. Et.

**Durch Zufall eine Wohnung zu verm.**  
Schützenstraße 49 b.

**Zum 1. October eine Wohnung**  
an einzelne Leute. Preis 170 Mk.  
Chalowitzstraße 4.

**Ein tüchtiges sanberes Mädchen**  
zu häuslichen Arbeiten zum 1. August  
Hinter der Burg 15.

**Gesucht zum 1. August ein Mädchen**  
Frau Michaelen, Holstenstraße 33.

**Mehrere rothe Ausstattungsbetten billig.**  
Blumenstraße 17, 1. Et., am Lindenplatz.

**Ein Fahrrad** billig zu verkaufen  
Kaufstraße 19 a, Et.

**Bürgerlicher Mittagstisch 50 Pfg.**  
Ludwigstraße 38, 1. Et.

**C. Piepjunge & Fischer**  
Tapetiere und Dekorateur  
jetzt:  
Königstraße 28 gegenüber der  
Catharisenstraße

**Eimerbier**  
Jeden Tag von 4—9 Uhr:  
**Eimerbier**  
in der Brauerei von  
**L. Klein, Hürstr. 79.**  
Frühe Bier, 13 Stück 60 Pfg., für Wieder-  
verlänger billig! Größere Parthie hierge  
Reithaus, ganz tolleste Waare, Pfd. 80 Pfg.  
empfehlen  
**J. F. D. Götke, Hürstraße 26.**

**Geschäfts-Gröpfung.**  
Einem verehrlichen Publikum von Lübeck und Umgegend beehre ich mich anzuzeigen, daß ich am heutigen Tage einen  
**Billigen Bazar Hürstr. 30**  
in Kurz- u. Galanteriewaaren, Porzellan- u. Steingutgeschirr  
eröffne. Ich werde stets für reelle, gute und billige Waare Sorge tragen.  
Indem ich mich bestens empfehle, zeichne  
Hochachtungsvoll  
**Paul Berlifs.**  
**Der billige Bazar 30 Hürstraße 30.**

**Geschäfts-Verlegung.**  
Mit dem heutigen Tage verlegte mein Geschäft  
von **Handstraße 23** nach **Handstraße 20.**  
Für das mir bisher geschenkte Vertrauen bestens dankend, bitte ich, dasselbe mir auch in Zu-  
kunft bewahren zu wollen.  
**E. Hirsekorn, Pelzwaaren, Süte und Mützen.**

**Als schöne Zimmerzierde**  
ist den Parteigenossen zu empfehlen:  
**Brustbild von Ferd. Lassalle.**  
Natürliche Größe, Delbrud. Preis 1 Mk.  
**Brustbild von Karl Marx.**  
Natürliche Größe, Delbrud. Preis 1 Mk.  
Expedition des Lübecker Volksboten.  
Johannisstraße 50.

Eine Parthie sehr gute Kinderstühle und  
Stühle von **1 Mark** an.  
Marcksgrube 38.  
**Neu eingetroffen:**  
Große Parthie email. Kochtöpfe, Milch-  
töpfe, Theetische, Dampfbannen, Wasch-  
kannen, Kochtöpfe für Maschinen, Be-  
schüßel u. s. w., sowie circa 1000 Stück  
Bestel in allen Größen, alles weit unter  
Preis, empfiehlt  
**J. F. D. Götke, Hürstraße 26.**

**Heinr. Viereck**  
Schlachtereie u. Wurstfabrik  
Hürstrasse 96.  
Telephon No. 1081.  
**Berliner Weissbier**  
empfehlen August Vietig,  
Hürstraße 43/45. Fernsprecher 1026.

**Träber**  
hat noch abzugeben  
**L. Klein, Hürstr. 79.**  
**Mitglieder-**  
**Versammlung**  
des  
**Verbandes der Brauer**  
heute Donnerstag  
Abends 8 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstr. 50.  
Bericht der Lohncommission über die  
gestrige Verhandlung mit den Besitzern.  
Die Commission.

**Achtung!**  
**Bauarbeiter!**  
**Mitglieder-**  
**Versammlung**  
am Freitag den 6. Juli  
Abends 8 1/2 Uhr  
im Vereinshaus, Johannisstr. 50.  
Tages-Ordnung:  
1. Zweck und Nutzen eines Arbeiter-Secretariats.  
Referent: Genosse A. Rasch.  
2. Berichterstattung des Vorstandes.  
3. Wahl der Kartell-Delegirten.  
Das Erscheinen aller Kollegen ist dringend  
notwendig.  
Die Ortsverwaltung.

**Club Fidelitas.**  
**Gesellschafts-Abend**  
am Sonntag den 8. Juli 1900.  
in Sandhahn's Concerthaus.  
Anfang 6 Uhr. Einführung gekattet.  
Der Vorstand.

## Künstliche Lebensmittelvertheuerung.

Alle anderen Fragen im öffentlichen Leben treten in ihrer Bedeutung zurück gegenüber der Lebensmittelvertheuerung, welche von Tag zu Tag einen immer weiteren Umfang annimmt. Diese Vertheuerung hängt zum Theil mit dem industriellen Aufschwung zusammen, der, wie beispielsweise bei Kohlen, die Nachfrage steigert und damit auch auf den unmittelbaren Konsum des Volkes vertheuernd einwirkt. Eine allgemeine Preisvertheuerung kommt in Gang. Der Unternehmergewinn hat zunächst den Vortheil davon. Arbeitslohn und Gehalt kommen in der Steigerung zuletzt an die Reihe, aber wenn die Lebensmittel sich entsprechend vertheuern, hat selbst die etwaige Erhöhung von Lohn und Gehalt auch nur eine ziffernmäßige, keine reelle Bedeutung, weil den höheren Einnahmen alsdann höhere Ausgaben entsprechen für denselben Lebensgenuss. Eine Steigerung der Wohnungsmiethen ist auch zum Theil schon eingetreten, und noch zu erwarten, da der andauernd hohe Zinsfuß die Geldbeschaffung erschwert.

Angesichts solcher Vertheuerungsbewegungen müßten alle Kräfte angewandt werden, die künstlichen Einrichtungen zu beseitigen und fernzuhalten, welche dazu angethan sind, die Lebensmittelvertheuerung noch zu verschärfen. Nach wie vor wird die Ausfuhr von deutschen Kohlen begünstigt durch billige Ausfuhrtarife, die aus einer Zeit stammen, in der der inländische Konsum hinter der inländischen Produktion zurückblieb. Die Zuckervertheuerung, auf welche das hohe gebildete Zuckerpublikum lossteuert, würde unmöglich sein, wenn nicht der hohe Einfuhrzoll die Konkurrenz des Auslandes ausschloß und zugleich die Bestimmungen des Zuckerzollgesetzes über die Kontingentierung die Anlage neuer Zuckerfabriken erschweren. Ebenso ist die Vertheuerung und Steigerung der Branntweinpreise durch das im vorigen Jahre gebildete Syndikat nur möglich in Folge der Absperrung der ausländischen Konkurrenz durch hohe Zölle und der Erhöhung der Entlohnung neuer Brennereien durch die Bestimmungen über die Kontingentierung. Dazu kommen, ebenso wie bei dem Zucker, die Ausfuhrprämien, durch welche das Angebot für das Inland vermindert wird. Eben ist ein Fleischbeschaugesetz zu Stande gekommen mit einem Einfuhrverbot für Rindfleisch und Wurst.

Die agrarische Agitation hat hier einen Erfolg erreicht, indem sie unter dem Vorwand des Schutzes der Gesundheit thätig die Steigerung der Fleischpreise und die mögliche Absperrung ausländischer Konkurrenz durchsetzte. Das Waarenhaussteuergesetz, das eben jetzt in Preußen angenommen wurde, zielt auch darauf hinaus, Organisationen zu zerschlagen, die billigere Verkaufspreise gerade für die minder wohlhabenden Volksklassen ermöglichen durch Verminderung der Kosten des Zwischenhandels.

Überall sind es Interessentengruppen, welche für solche Preistreiber agieren. Und diese Interessentengruppen müssen erklärlicherweise auch gegen einander selbst wirken im wüsten Konkurrenzkampf. Uebrig bleibt sonach, je mehr diese Interessentengruppen verallgemeinert werden, nur die Schädigung des gesammten Wirtschaftens - Lebens. Der Volkshaushalt wird theurer. Dasselbe Lebenshaltung erheischt einen größeren Aufwand, als es sonst der Fall wäre.

Gerade jetzt aber ist man dabei, die Lebensmittelvertheuerung noch künstlich und allgemein zu steigern durch einen neuen Zolltarif, dessen Entwurf schon in der nächsten Reichstagsession unterbreitet werden soll. Das das tägliche Brod vertheuert werden soll durch Zollerhöhungen gegen das Ausland, gilt schon für ausgemacht. Nur über die Höhe der Vertheuerung ist man noch im Unklaren. Erhöhungen der Fleischzölle und Viehzölle sollen noch hinzukommen. Ebenso verlangt man in Bayern Erhöhung der Zölle, auch auf Gerste und Hopfen. In der Industrie reizt man ge-

radazu durch Umfrage, ob Hinz oder Kunz nicht irgend eine Zollerhöhung für sich wünscht, zur eigensüchtigsten Interessentepolitik auf.

Wenn es in dieser Weise weitergeht, so wird die Lebenshaltung in Deutschland in einer Weise vertheuert, daß es zu einem Noth kommen muß. Um so eher als der industrielle Noth schon in drohender Nähe gerückt ist. Der Abschluß von Handelsverträgen, der der Industrie wieder einige Stabilität verleihen könnte, ist bei dieser schamlosen Interessentepolitik natürlich auch so gut wie ausgeschlossen. So stehen wir vor einer Zeit, die in den trübsten Farben erscheint. Die wirtschaftspolitische Mißwirtschaft, die allen Warnungen zum Trost nicht von ihrem Kurse weicht, wird sich bitter rächen.

## Soziales und Parteileben.

### Streiks und Lohnbewegungen.

Der Holzarbeiterstreik in München wird nach einem Beschluß einer am 1. Juli stattgehabten Holzarbeiter-Versammlung angesichts der jede friedliche Einigung schroff zurückweisenden Haltung mit aller Energie fortgeführt werden. Die ledigen Kollegen werden München verlassen. — Die Schmiede und Stellmacher in Darmen traten in eine Lohnbewegung ein. — Die Lohnbewegung der Köhler in Bielefeld hat ergebnislos geendet. Die Leiter haben sich große Mühe gegeben und eine ganze Reihe Versammlungen veranstaltet, um die Gesellen zum Eintritt in den Deutschen Bäderverband zu veranlassen. Aber es ist nicht gelungen, mehr als etwa den vierten Theil zu organisieren. Alle Mahnungen, daß ohne eine feste gewerkschaftliche Vereinigung und Erziehung an einen ersten Schritt zur Beseitigung der trübseligen Zustände im Bädergewerbe nicht zu denken sei, prallten ab an den durch das Bäderelend stumpf gewordenen Arbeitern. — Die Arbeiterinnen der großen Beauvaisischen Kosenfabrik in Kopenhagen sind ausgesperrt, weil sie sich nicht länger den Arbeitsabmachungen unterwerfen wollten. Sie erhielten 12 Dore pro Stunde (!), durften die Fabrik von Morgens bis Abends nicht verlassen, sprechen war verboten und kostete 10 Dore Strafe, im Wiederholungsfall 25. — Ein Streik der Kopenhagener Säge- und Zimmerarbeiter ist in einigen Betrieben eingetreten, weil die Arbeiter 20 Kronen Wochenlohn und 10 stündige Arbeitszeit wollen. Die Organisation beabsichtigt zur Erreichung der Forderung die Arbeitseinstellung in allen Betrieben einzutreten zu lassen.

## Aus Nah und Fern.

### Kleine Chronik.

Das Schwurgericht in Danzig verurtheilte den Schuhmachermeister Haffelbach wegen Münzverbrechens zu vier Jahren Zuchthaus. Haffelbach hatte falsche Zweimarckstücke hergestellt und vertrieben in Ost- und Westpreußen. — Der Kaufmann Otto Vögler stieß am Sonnabend Abend beim Verlassen einer Schankwirtschaft in der Vintenzstraße in Berlin den vor derselben auf der Straße stehenden Sohn des Geschäftsinhabers, mit dem er vorher wegen Bezahlung der Zechen Streit gehabt hatte, mit dem Schirm in das Gesicht. Hierbei drang die Spitze des Schirmes dem jungen Manne durch das linke Auge in das Gehirn. Der lebensgefährlich Verletzte wurde von seinem Vater sofort nach der Universitätsklinik gebracht, wo er hoffnungslos daniederliegt. Der Thäter wurde verhaftet. — In einem Kornfelde bei Lumroda wurde der auf der Wanderschaft befindliche Brauer Mag Haase ermordet und beraubt aufgefunden. Er war mit einem Leibriemen stranguliert worden. — In dem Schacht Bernhards hall bei Eschungen verunglückten Dienstag Morgen durch Einstürzen kohlenreicher Gase sechs Mann. Vier davon sind todt. — Wegen Verbrechens gegen das keimende Leben verurtheilte die Strafkammer in Dortmund den Arzt Grüne aus Lina zu 3 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrverlust. —

Eine Windhose ging Montag Abend gegen 8 Uhr über Neeklinghausen und Umgegend nieder und richtete große Verheerungen an. Zahlreiche Häuser wurden abgedeckt, dicke Bäume geknickt; das anlässlich des Schützenfestes errichtete Schützenzelt wurde vollständig niedergelegt und seine Insassen unter den Trümmern begraben. Zahlreiche Personen wurden verletzt und größtentheils in das Krankenhaus gebracht, wo bereits einer gestorben ist. Die Ortschaft Der hat ebenfalls sehr gelitten, viele Menschen sind verletzt worden. — Ein Luftmord wurde auf dem Wege nach Frimmersdorf b. Abbin an einem 27jährigen Mädchen aus Bedburgerschloß verübt. Das bedauernde Wesen wurde, nachdem es vergewaltigt worden war, durch vier Revolverkugeln getödtet. Vom Thäter fehlt bisher jede Spur. Das Opfer des Verbrechens genöß allgemeine Achtung und war im Begriff, seinen hochbetagten Eltern einen Besuch zu machen. — Der im rheinischen Militärbefreiungsprozess vielgenannte Wirth Jean Petry von Elberfeld, der sich mit Strudberg's Hilfe dem Militärdienst entzogen hatte, wurde vom Kriegsgericht in Düsseldorf zu vier Monaten Festung verurtheilt. Der Rentner Heinrich Korbach aus Godesberg wurde am 4. April wegen Meineids, den er im Militärbefreiungsprozess geleistet haben sollte, verhaftet. Durch Beschluß des Oberlandesgerichts Köln wurde er am 30. April ohne Kaution aus der Haft entlassen, nachdem die Elberfelder Untersuchungsbehörden die Haftentlassung trotz eines Kautionsebots von 200 000 Mark abgelehnt hatten. Die weitergeführte Untersuchung, in der über 100 Zeugen eidlich vernommen worden sind, hat indeß so wenig Verdachtsmomente ergeben, daß Korbach jetzt außer Verfolgung gesetzt worden ist. — Wegen Vergewaltigung eines minderjährigen Mädchens wurde der Kaplan Karl Wand aus Seifersdorf bei Ziegen vom Landgericht in Baunzen zu 1 Jahr und 2 Monaten Gefängniß verurtheilt. — In der Nähe von Lecce, in Martina Franca (Stalien) ist dieser Tage ein grausiges Verbrechen verübt worden. Räuber drangen in die Wohnung der Wittve Spallato ein und stellten die Möbel in Brand. Als die drei Kinder der Wittve im Alter von 3, 9 und 11 Jahren und ein zufällig anwesendes, 8 Jahre altes Nachbarkind vor Angst laut zu schreien anfangen, wurden sie von den Räubern gepackt und in einen Brunnen geworfen, wo sie ertrunken sind. Die Mutter der drei Kinder ist vor Schmerz halb wahnsinnig. Unter dem Verdacht der Theilnahme an dem furchtbaren Verbrechen ist ein Bauer verhaftet worden. — Eine pestverdächtige Erkrankung ist in Milas (Wilajet Widin) vorgekommen. In Smyrna ereignete sich am Montag ein neuer Pestfall.

### Ueber die Katastrophe im Neuworfer Hafen.

Ueber die Katastrophe im Neuworfer Hafen liegen jetzt auch Berichte von Augenzeugen vor. Der Feuer- mann Dujeban von der „Saale“ giebt folgende Schilderung der Katastrophe: „Wir waren unserer Bierzig und hatten gerade Nachmittagskaffee gehabt. Der Chef hatte uns zur Arbeit in den Kiehlraum gerufen, als Jemand rief: „Das Schiff brennt!“ Hierauf trat ein Zustand ein, in welchem jeder ein einzelner Mann zum Teufel geworden zu sein schien. Wir liefen, kämpften, hieben um uns und fluchten. Der Kampf galt der zu erreichenden, zum Deck führenden Leiter; wir fanden die Leitern geschloffen. Einzelne erklimmen die Leiter und versuchten sich mit den Fäusten an der Hauptluke festzuhalten, bis das Blut herabrann. Wir sahen Flammen und Feuer, vorn, hinten und überall. Einige drängten vorwärts. Wir hatten über die Kohlenräume zu gehen, theilweise konnten wir aufrecht gehen, dann mußten wir uns bücken, schließlich auf dem Bauche kriechen. An vierzig Mann kämpften mit einander wie die Ratten im Rattenloch. Wir bekamen fast keine Luft. Wir krochen dann über die Maschinen und kamen nach vorn an die Pumpen wo nur Raum für fünfzehn, höchstens zwanzig Mann war. Ein Mann suchte mich von meinem Platze zu verdrängen, ich schlug ihn nieder und er lag still. Mehrere Mann suchten weiter einzudringen. Andere schlugen sie zu Boden. Wir waren halb todt. Wir

## Empfand.

Roman von Dora Dunder.

(44. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nein, Thienemann wollte sich nicht jetzt schon geschlagen geben, Rudolf gegenüber nicht, der ihn gewarnt, und schlimmer als das, mit seiner Warnung Recht behalten hatte.

Vielleicht war das Ganze nur ein Scherzschuß seitens des Bankiers, nichts als ein billiges Mittel, um ihm Geld abzupressen. Wer wollte diesen Hund trauen!

Vielleicht auch erholte sich das Papier in zwei Tagen wieder. Er glaubte gehört zu haben, daß so etwas bei der Börse häufig vorkomme.

Bisher war er vorwärts gestirmt, nun blieb er bei der nächsten Laterne stehen.

Trophem ein eisiger Ostwind durch die Straßen fegte, war er wie in Schweiß gebadet.

Er nahm seinen Zylinder ab und trocknete die feuchte Stirn mit dem Taschentuch.

Dann nahm er aus der Brusttasche ein zerknittertes Briefblatt mit aufgedruckter Firma.

Es enthielt nur wenige Zeilen, die er während der letzten Stunden wohl über ein Duzend Mal gelesen hatte. Dennoch studirte er daran, als ob sie ihm zum ersten Male zu Gesicht kämen.

„Oesterreichische Kreditaktien bedeutend gefallen. Verstärken Sie Ihren Einschuß oder geben Sie Ordre zu verkaufen.“

Er faltete das Blatt wieder zusammen und schritt mit starken Schritten vorwärts.

Erst nachdem er etwa zehn Minuten gegangen war, bemerkte er, daß er den Weg Rudolf's Wohnung zu gelenkt habe.

Ein paar Augenblicke besann er sich noch, dann veränderte er die Richtung.

Er wollte schnell auf die Kasse fahren und von dort aus dem Bankier unverzüglich Antwort geben. Den Einschuß verstärken konnte er nicht.

Die zweitausend Mark, die er Ende November in die Tasche gesteckt hatte, waren längst verausgabt. Er hatte sich einige wichtige Verpflichtungen damit vom Hals geschafft. Ein Theil war so in Kleinigkeiten draufgegangen. Wie Tropfen an der flachen Hand war das Geld wieder zerronnen.

Sein Gehalt hatte er erst am ersten zu erwarten — und dann — es gehörte ihm nicht mehr viel davon. Es blieb nichts übrig, als verkaufen zu lassen, und zwar gleich morgen. Wenn die Sache gleichgestellt war, würde man ja sehen, wie hoch der Verlust sich beliefe. Vielleicht deckte er sich mit seinem Einschuß. Vielleicht auch, wie gesagt, sah der Bankier zu Schwarz, oder er wollte ihm, aus irgend einer berechnenden Laune heraus, etwas abknöpfen.

So kurz vor Schluß des Jahres war noch mehr Leben auf den Bureaus, als sonst in dieser späten Nachmittagsstunde.

Auf dem langen Gang nach seinem Zimmer kamen dem Rath zwei junge Kollegen entgegen. Der Eine hielt ein Packet Banknoten in der Hand. Sie waren in eifrigem Gespräch, das sie, nachdem sie ihn höflich begrüßt, hörbar genug fortsetzten.

Über es waren nur äußere Laute, welche sich Thienemann unbegriffen aufdrängten. Einmal auch schlug das Wort „Revision“ an sein Ohr, aber auch das nur als leerer Schall.

Thienemann's ganze Denkkraft hatte sich für den Augenblick auf die Banknoten konzentriert, die der junge Mann in den Händen getragen. Er klammerte sich an den Gedanken fest, daß eine einzige davon genügen würde, den habgierigen Bankier zu befriedigen.

Wäre er im Stande, sie als Einschuß zu leisten, nicht verkaufen lassen zu müssen, wer weiß, zu welcher schwindel-

der Höhe sich sein Gewinn dann steigern würde. Na, der Eine hat es eben, der Andere hat es nicht. — Den Staat würde diese eine Banknote weniger jedenfalls nicht ärmer machen.

Schwerfällig hatte er die Thür zu seinem Zimmer geöffnet. Entsetzt und kopfschüttelnd sah er die beiden großen Geldsäcke an der Längswand an, die in dem Halblicht der heruntergedrehten Gaslampe unter der grünen Glocke wie gespenstische Kolosse an den Wänden standen. Stierige Bestien, die verschlingen und wieder verschlingen und nichts wieder heranzugeben!

Er drehte die Lampe hoch, hing seinen Ueberzieher an den Nagel und legte sich einen Bogen zum Schreiben zu recht.

Es dauerte noch eine kleine Weile, bis seine Gedanken sich erst wieder zu dem zurückfanden, was ihm zu thun oblag.

Dann schrieb er.

„Da es mir zur Zeit unmöglich ist, meinen Einschuß zu verstärken — er hätte beinahe hinzugefügt: da der Staat von seinen Millionen nichts herausgiebt, und wir, die wir sie im Schweisse unseres Angesichts verdienen helfen, nichts davon haben als die Kladderei damit — ersuche ich Sie, morgen, am 28., zu verkaufen und mir unverzüglich nach Schluß der Börse per Telegramm in meine Privatwohnung Nachricht zu geben, in welcher Weise das Geschäft zum Abschluß gelangt ist.“

Dann adressirte und frankirte er den Brief und trug ihn selbst in den Kasten.

Auf die Kasse ging er nicht wieder zurück. Die Gegenwart der beiden eisernen Molochs verursachte ihm Unbehagen.

Thienemann hatte sich berechnet, daß das Telegramm, welches die Entscheidung brachte, morgen Mittag zwischen drei und vier Uhr bei ihm eintreffen würde.

Gleich nach Empfang wollte er dann zu Rudolf gehen,

hört draußen das Bräseln der Flammen und bemerken, daß die Feuerleute uns zu erreichen suchen, aber wir glauben nicht an das Gelingen. Es war wie in einer Hölle. Die Leute rissen sich die Kleider ab und warfen sie fort. Nachdem wir uns fast geflücht, meinte Einer, wir sollten beten, ein Anderer, der lange geflücht und um einen Platz gekämpft hatte, fing an zu schluchzen und dann zu beten. Minuten wurden zu Monaten. Man denke, wir waren dort von 4 bis 7 Uhr! Dann hörten wir einen Feuermann über uns. Nach einiger Zeit wurde eine Leiter herabgelassen. Ich war draußen; die Anderen, na, ich hoffe, sie sind auch draußen! Weiter wird von dem heroischen Kampfe einer Frau für das Leben ihres Kindes berichtet. Stundenlang suchte sie das Kind durch Bespritzen mit Wasser zu retten, bis Beide dem unvermeidlichen Schicksal des Feuerodes verfielen. Von den Verletzten Sechzehn der „Main“ waren Einem die Augen ausgebrannt. Als ein gewisser August Dore in einem Rettungsboot in die Nähe der „Saale“ gekommen war, hörte er eine Frau aus einer Luke rufen. Sie erklärte, die Stewardess Holbe aus Neuhenburg in Hannover zu sein. Sie sagte wörtlich: „Meine Kabine brennt und ich kann nicht am Leben bleiben. Richten Sie die letzten Grüße der Tochter meiner Mutter, Frau Holbe in Neuhenburg, aus. Sagen Sie, ihre Tochter dachte im letzten Augenblick nur ihrer. Sie soll all mein Geld auf der Bank haben und alles Andere für immer. Adieu!“ Der vierte Offizier Hans Kniespel vom Hamburger Dampfer „Phönix“ kam im Rettungsboot an eine andere Luke, wo eine Frau ihm zurief, um Gotteswillen mit einer Kugel ihrem Leiden ein Ende zu machen. Kniespel nahm eine Kugel und versuchte, die Portluk größer zu machen, konnte indessen gegen die heißen Wunden des Schiffes nichts ausrichten, währenddessen die Frau immerfort in jämmerlicher Weise um ihren Tod bat. Die Flammenqualen seien zu groß. Plötzlich fiel sie zurück und ward nicht mehr gesehen. Manche Jungen, darunter Feuerwehrlente, erklärten, daß auf der „Saale“ viele Frauen und Kinder waren, zweifellos Mitglieder der verstorbenen Gesellschaft, die von Boston aus nach der Weltausstellung reisen wollten und vorher einige Tage in Newyork verbracht. Der Hamburger Dampfer „Phönix“ und seine heldenmüthigen Mannschaften retteten über neunzig Menschen, allen voran der Kapitän Fröhlich. Alle Rettungsboote waren die ganze Nacht in Thätigkeit. Der Kontradmiral Melville erklärte, daß er den Brand von einem Remorqueur aus angesehen habe und daß die Auf- führung des Schiffes personals, speziell auch der Offiziere, über alles Lob erhaben sei. Er erklärte ferner, es sei ein Fehler der Schiffsbauer, daß sie die Luken so klein und eng herstellten, daß Niemand sich durchzwängen könne. — Der Schiffszarzt Grahn von der „Phönix“, sowie der zweite Offizier Zander erzählen, daß ein Schleppboot-Kapitän, als er aufgefordert ward, zu retten, erklärte: „Laßt doch die Grünhörner erlaufen!“ Dieser sowie andere die Hilfe verweigende Kapitäne sind bekannt und werden, nach der „Frfr. Ztg.“, zur Verantwortung gezogen. — Der „Norddeutsche Lloyd“ kaufte eine Grabstätte für die Opfer der Katastrophe. — Nach den heute aus Newyork eingegangenen Berichten begegnet die Feststellung der Liste der bei dem Brande ungelommenen Mannschaften des Lloyd großen Schwierigkeiten, da die Mehrzahl der Leichen nicht mehr zu rekonno- zieren ist. Da die an Bord befindlichen Musterrollen mit verbrannt sind, ist eine Feststellung der Vermissten nicht zu ermöglichen. Das Verzeichniß der Ueberlebenden der drei Schiffe „Saale“, „Main“ und „Bremen“ wird zur Zeit aufgestellt und wird im Laufe des heutigen Tages eingehen. Nach den bisherigen Feststellungen werden aller Wahrscheinlichkeit nach die „Saale“ und „Bremen“ nach Beseitigung der Beschädigungen wieder in Dienst gestellt werden können. Dagegen wird die „Main“ für verloren angesehen. — Der Norddeutsche Lloyd berechnet seinen Schaden auf fünf Millionen Mark, der durch die höheren Ertragsnisse des Geschäftsjahres gedeckt werden wird. — Die letzte Nachricht aus Newyork besagt: Bis jetzt sind 59 Leichen ge- funden worden. In den Hospitälern befinden sich noch 150 verletzte Personen. Der Generalagent des Nord- deutschen Lloyd, Herr Schwab, erklärt, daß 100 Ange- stellte des Lloyd ungelommen sind, außerdem vielleicht 50 Frachtkrämer.

**Milderung einer furchtbaren Strafe.** Zu einer schweren Strafe hatte im März d. J. die Strafkammer in Opatowitz die Arbeiterwitwe Franziska Pelka verurtheilt. Diese hatte den intimen Verkehr ihrer Tochter mit deren Bräutigam in ihrer Wohnung geduldet. Wie Nachbarn brachten die Sache an die große Glocke und der Staats-

anwalt schritt schließlich ein. Die Strafkammer verurtheilte die unvorsichtige Mutter wegen schwerer Kuppelei zu einem Jahre Zuchthaus und zum Verluste der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von zwei Jahren. Jetzt ist die Frau begnadigt und ihre Strafe in eine Gefängnißstrafe von vierzehn Tagen umgewandelt worden. Auch die Nebenstrafe des Verlustes der Ehrenrechte wurde der Wittwe erlassen.

**Schutz dem Lumpenthum!** Unter der Stichmarke „Brothlos gemacht“ veröffentlichte bekauntlich kürzlich der „General-Anzeiger für Halle“ ein Zeugniß, in welchem dem Former Wüstmann bestätigt wurde, daß er entlassen werden mußte, weil seine Mitarbeiter gegen ihn als Arbeitswilligen bei einem früheren Streik Stellung nahmen. Nunmehr wird dem „Volkblatt für Halle“ mitgeteilt, daß die in dem Zeugniß genannten vier Former polizeilich vernommen worden sind, weil sie sich einer Mithigung schuldig gemacht haben sollen. Das „Volkblatt“ bemerkt dazu: Da ist die Staatsanwaltschaft aber für bei der Hand gewesen! Wenn es aus Anlaß dieses Vorfalles zu einem Prozeß oder gar zu einer Verurtheilung der vier Former kommen sollte, dann wäre das das stärkste Stück, das seit Jahren in Deutschland geleistet worden ist. Wäre es uns lediglich um die Verfolgung unserer Parteiinteressen und nicht in erster Linie darum zu thun, daß eine weitere Mißdeutung des Rechtes verhindert wird, dann könnten wir das Vorgehen der Staatsanwaltschaft nur freudig begrüßen. Es sind noch lange nicht alle Arbeiter Sozialdemokraten, wir haben noch viel zu thun, solche Maßnahmen aber erleichtern unsere Arbeit sehr.

**Ein freimüthiger Prediger.** Ein aus Bayern in früher Jugend nach Amerika ausgewandertes Deutscher, mit Namen Adam Murrman, der seit etwa einem Jahre an der Zion Kongregationalkirche in Montreal Prediger ist, hat unlängst seinen frommen und patriotischen Gemeindegliedern keinen geringen Schrecken eingejagt, indem er ihnen kräftig die Wahrheit sagte, was ihm allerdings seine Stelle kosten kann. Am Ende seiner Predigt wandte er sich nämlich an die zahlreich versammelte Gemeinde und jagte nach der „Frankf. Ztg.“:

„Verschiedene einflussreiche Mitglieder unserer Kirche haben mich ermahnt, doch auch für die Sklaverei und den Erfolg der britischen Waffen vom Vater aus zu beten; ich habe das Ansuchen sehr ernstlich abgewiesen; für die sklaverei habe ich alle die Achtung, welche man einer so hochgeschätzten Offenbarung schuldig ist, aber ebenso haben meine Vorgänger in diesem Amte auch nie oder doch nur sehr selten für die Monarchie ge- betet und zweifeln würde dies, wenn ich jetzt thäte, doch nur als in Verbindung mit der Bitte für den Erfolg der britischen Waffen stehend, ausgesprochen werden können und letzteres werde ich unter keinen Umständen thun, ich bin ein Amerikaner, man müßte mich doch für einen großen Heuchler halten, wenn ich als Solcher für Englands Erfolg beten würde, wo ich dies doch selbst für die Amerikaner nicht einmal im Jahre 1898 ge- than habe! Ich bete nicht für den Krieg, ich bete für den Frieden! Man sagt mir nach, ich sei ein Pro-Ver, sei sogar im Transvaal geboren, das ist falsch, ich bin von deutschen Eltern in Deutschland geboren, in Amerika erzogen und habe weder für noch gegen die Buren Sympathien; ich bin ein Prediger des Friedens und werde mich niemals gefügig finden lassen, für Waffen-Erfolge zu beten. Sie ermahnen mich, für den Erfolg der britischen Waffen in Südafrika zu beten? Niemals!“

Mit diesen Worten schloß er seine Predigt, die natürlich ganz ungeheures Aufsehen erregt und die englischen Patrioten ganz kopfschüttelnd gemacht hat. Ein gewichtiger Theil der Gemeinde hat den Prediger trotz alledem gebeten, seine sofort eingereichte Resignation nochmals in Erwägung zu ziehen. Dieser Theil repräsentirt allerdings die Minorität, aber es ist wohl möglich, daß es ihm gelingt, weitere Stimmen aus dem Gegenlager herüberzuziehen und so den Prediger zum Bleiben in Montreal zu veranlassen. In Betreff der Gebete aber wird der Vater nicht nachgeben.

**Die Bevölkerung des Deutschen Reichs.** Aus dem kürzlich erschienenen statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich vom 21. Jahrgang 1900 geht hervor, daß die mittlere Bevölkerung des Deutschen Reiches für das Jahr 1900 auf 55 976 000 Personen berechnet ist gegen 55 145 000 im Jahre 1899, so daß im letzten Jahre eine Zunahme von 831 000 Personen stattgefunden haben würde. Die Zunahme von 1898 zu 1899 war auf ebensoviele Personen geschätzt, die von 1897 zu 1898 auf 800 000.

**Opfer des Meeres.** Nach den vom Bureau „Veritas“ veröffentlichten statistischen Listen sind im Monat Mai 1900, soweit es sich bisher hat ermitteln lassen, 104 Schiffe total verloren gegangen, und zwar 75 Segelschiffe mit 56 834 Registertons und 29 Dampfschiffe

mit 36 480 Registertons. Darunter befanden sich je 5 deutsche mit zusammen 4124 Registertons. Außerdem weist die Statistik noch 320 Schiffe auf, die durch Havarien usw. Beschädigungen erlitten haben. Darunter befanden sich noch 23 deutsche.

**Die Tragödien des Lebens.** Aus Wien wird der „Frankf. Ztg.“ vom 29. Juni berichtet: Vor dem Zivil- landesgericht fand gestern die Verhandlung über einen Erb- schaftsstreit zwischen einer Champagnerverläuferin im Etablissement Konacher, Fräulein Carola Schmitz vulgo „Champagner-Lini“ und dem Kaufmann Franz Verthaf statt. Der Sohn dieses Herrn hatte im Februar Selbstmord ver- übt, nachdem er an seinen Vater einen Abschiedsbrief ge- schrieben hatte, in welchem die Stelle vorkommt:

„Liebster Papa! Ich bitte Dich, das Geld, welches bereits auf meinen Namen lautet, diesem Mädchen, welches ich einzig und allein je geliebt habe und noch wahrhaftig liebe, als meine Hinterlassenschaft zukommen zu lassen.“

Während der Urtheilsberatung spielten sich im Gerichts- saale erregte Szenen ab. Der Gerichtshof hatte das persön- liche Erscheinen der Carola Schmitz angeordnet. Diese ist eine schlanke, große Blondine und war elegant gekleidet und verschleiert. Komu hatte sich der Senat in's Berathungs- zimmer zurückgezogen, als zuerst Herr Verthaf auf das Mädchen erregt zutrat und diese direkt als „Todesurwache seines Sohnes“ bezeichnete. Gleich darauf wurde er von einem älteren Herrn, der der ganzen Verhandlung aufmerk- sam gefolgt war, sekundirt. „Nach meinem Sohn hat sie auf dem Gewissen!“ schrie der Mann, vor Erregung am ganzen Leibe zitternd, „auch meinen Sohn hat sie in den Tod ge- trieben, sie gehört in's Zuchthaus!“ Herr Verthaf rief: „Und diese Person hat den Muth, mich hierher zu zitiren und den Gerichtssaal zu betreten,“ worauf wieder der fremde Herr schrie: „Auch ein Dritter hat sich ihretwegen erschossen in einem Jahre! Ihr gebührt der Galgen, keine Erbschaft!“ Nur mit der größten Mühe gelang es den An- wendenden, die aufgeregten Herren zu beruhigen. — Aus der Verhandlung ging Frä. Schmitz als Stegerin hervor. Der Gerichtshof wies den Einspruch des Herrn Verthaf und seiner Kinder ab und erklärte gleichzeitig den Erbanspruch des Frä. Schmitz für vollkommen gekehlich klar und gültig.

**Der Leichenschmaus des Scheintodten.** Folgender Vorfall, für dessen Richtigkeit wir keine Garantie übernehmen wollen, spielte sich, wie ein Wiener Blatt berichtet, in der kleinen, von Rumänen bewohnten ungarischen Ortschaft Kresnja im Biberer Komitat ab. Vor einigen Tagen starb in dieser Gemeinde der reichste Bauer der Gegend, Georg Gaja. Gegen Mitternacht, während die Verwandten beim Leichenschmaus saßen, hörte man plötzlich aus dem Nebenzimmer, in dem Gaja's Leiche aufgebahrt worden war, ein verdächtiges Geräusch. Einige muthige junge Leute standen vom Tisch auf, um nachzusehen, doch in diesem Augen- blick öffnete sich die Thür, in welcher, in das weiße Leichen- gewand gehüllt — der vermeintliche Todte stand. Von Schreden ergriffen, versteckten sich viele der Anwesenden unter dem Tische, viele liefen dem Ausgang zu. Gaja kam sofort über die Situation ins Reine und versuchte nun selbst seine erschreckten Verwandten zu beruhigen, indem er ihnen zurief, sie brauchten sich nicht zu fürchten, er werde nun von Neuem leben. Hierauf nahm er selbst den ihm gebührenden Platz an der Spitze des Tisches ein, und es begannen jetzt die Uebermüthigen unter dem Theilnehmern am Schmaus mit Gaja zu scherzen, ihm zuzutrinken, und der Auferstandene ließ sich nicht lange bitten und ließ bei seinem eigenen Leichenschmaus mit den Gästen munter an. Es sollte aber in der Sache noch eine unerwartete und traurige Wendung eintreten. Die Frau Gajas war nämlich nicht im Zimmer gewesen, als ihr Mann aus dem Scheintode erwachte, und sie kam erst, als er im Leichengewande an der Spitze der Tafel mit den Gästen stand. Bei diesem Anblick schrie die Frau entsetzt auf und stürzte zusammen. Am anderen Tage fand vom Gehört aus thatsächlich ein Begräbniß statt, aber nicht das des Bauers, sondern das seiner Frau, die vor Schreck gestorben war.

**Wahre Geschichte.** Ein Baby machte vom Recht seiner Jugend Gebrauch und strampelte sich nach Kräften bloß. Das Rindermädchen kommt hinzu und ruft: „Über Baby — rath' dich zu, sonst kommt der lex Heinze!“ („Münch. Jugend“).

**Literarisches.** Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Dieb' Verlag) ist soeben das 40. Heft des 18. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt haben wir hervor:

Miquel. — Die Zentralisirung der Gewerkschaften. Von R. Kautsky. — Das Rheinisch-Westfälische Kohlsyndikat. Von Otto Hue.

Es sei ganz gut so — sie brauche sich nicht zu beunruhigen. Nur müsse er auf der Stelle fort — wann er zurück sein könne, wisse er nicht genau zu sagen.

Rudolf war nicht zu Hause, sondern, wie meistens um diese Zeit, zu einer Partie Billard im Kaiserhof.

Thienemann folgte ihm die nur wenigen Schritte vorhin.

Rudolf wußte auf den ersten Blick, aus welchem Grunde der Rath ihn aufsuchte. Aber das verstörte Gesicht des Mannes erweckte nicht die leiseste Mitleidsregung in ihm. Weshalb hatte der alte Narr auf seinem eigenen biden Schädel bestanden! Nun mochte er sehen, wie er sich wieder herauswandelte.

Rudolf verstand keinen Spaß, wo man ihm nicht ganz zu Willen war.

Nur gegen eine einzige Sicherheit war er gewillt, dem Rath heraus zu helfen.

Und berückender und heißbegehrter denn je stieg mitten aus dem Rauch und Qualm des Billardsaales Anna Thienemanns wundervolle, ebenmäßige Gestalt, der kleine, klassisch geformte Kopf, das feingehämmerte, schöne Antlitz auf. Er stieß mit dem Queue etwas heftiger gegen den Ball, als es sonst beim Spiel seine Art war.

Karambolage!

Eine Viertelstunde noch, Verehrtester, und ich bin zu Ihren Diensten. Nehmen Sie so lange im Cafe Platz.

Die Viertelstunde dünkte Thienemann eine Ewigkeit zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

„Position glattgestellt. Differenz von 15 Prozent mit 6600 Mk. ist bis zum 31., Mittags 12 Uhr, zu zahlen.“

Thienemann ließ sich schwerfällig auf einen Stuhl sinken und starrte auf das Blatt in seiner Hand.

Mechanisch murrten seine Lippen eine Berechnung vor sich hin.

6600 Mk. auf einen Schlag verloren! Durch eigene Schuld. Wenn er Rudolf's Rath befolgt hätte!

Er konnte gar nicht daran denken!

3000 Mk. hatte der Bankier von ihm in Händen! 6600 Mk. ließen ihm zu zahlen. Die Rechnung stimmte!

In drei Tagen 6600 Mk. aufbringen? Würde Rudolf, selbst in dem besondern Verhältniß, das sich zwischen ihnen gebildet hatte, gewillt sein, ihm eine so hohe Summe vorzutreiben?

Thienemann faltete das Telegramm sehr langsam zu- sammen und steckte es in seine Brusttasche.

Dann erhob er sich schwer athmend.

Es half nichts. Er mußte zu ihm.

Es war keine Zeit zu verlieren.

Wie Hiei lag es ihm in den Gliedern. Langsam und schwer hob er sich bis an die Thür. Er entriegelte sie und schritt über den Flur nach dem Eßzimmer.

Die Thür nur zu einem Spalt öffnend, rief er nach Anna und gab ihr, durch das Halbdunkel des Flurs vor ihren Blicken gelehrt, den Auftrag, ihn drinnen zu ent- schuldigen.

Er habe die Nachricht erhalten, die er erwartet habe.

ihm das Resultat mittheilen und ihn um seine Hilfe er- suchen, falls eine solche dann in der That nöthig sein sollte.

Sein Schwiegersohn in spe, denn als solchen betrachtete der Rath Rudolf insgeheim, hatte sich mehrere Tage nicht sehen lassen. Unna mehr zurückhaltendes Wesen mochte ihn verischendigt haben.

Am nächsten Mittag klopfte er die Bücher ein wenig früher als sonst zu und setzte sich dann in eine Droschke, um den weiten Weg so rasch als irgend möglich zurück- zulegen.

Es lag ihm daran, noch vor Anbruch des Telegramms zu Hause zu sein.

In der That war auch noch keine Nachricht eingetroffen, als die Familie sich zu Tisch setzte. Als es bald nach der Suppe klangelte, gab er Unna den Auftrag, statt des Mäd- chens zu öffnen, und falls irgend etwas an ihn einginge, ihn unverzüglich heranzurufen, was es auch sei; aber kaum war sie gegangen, so rief er sie zurück und eilte selbst hinaus.

Es war in der That das erwartete Telegramm.

Er schloß sich in sein Zimmer ein, ehe er die Depesche öffnete.

Er ging an den Tisch, schenkte sich ein Glas Wasser ein und trank es hastig herunter.

Dann erst öffnete er das Telegramm.

Die blauen Schriftzüge auf dem groben, weißen Papier tanzten vor seinen Augen.

Er brauchte einige Augenblicke, bevor er es ent- ziffert hatte.